

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES • 1/1994



Inhalt

Dieter Spöri	Präsident Prof. Dr. Gebeßler im Ruhestand	1
Ernst Bacher	Prof. Dr. August Gebeßler Denkmalpfleger von Beruf und als Berufung	3
Norbert Bongartz	Jahrelang vor dem Abbruch – heute bewahrt Das Alte Pfarrhaus in Rudersberg-Steinenberg	5
Britta Rabold	Ein „Schmiedefund“ aus der römischen Zivilsiedlung in Heidenheim/Brenz	13
Peter Schubart	Der Heidelberger Universitätskarzer, ein besonderes Kulturdenkmal	19
Gitta Reinhardt-Fehrenbach	„Ist die Form gut, dann darf sie sich zeigen“ Der Einfluß des Heimatschutzes auf die Gestaltung von Transformatorenhäuschen	25
Matthias Klein	Von der Ausgrabung zur Grünanlage – Neue Untersuchungen im römischen Gutshof von Ludwigsburg-Hoheneck	30
Ralph Röber	Viel Arbeit bis zum Vergnügen – Zur Nachbildung eines mittelalterlichen Trictrac-Spieles	39
	Personalien	42
	Buchbesprechung	44
	Mitteilung	44

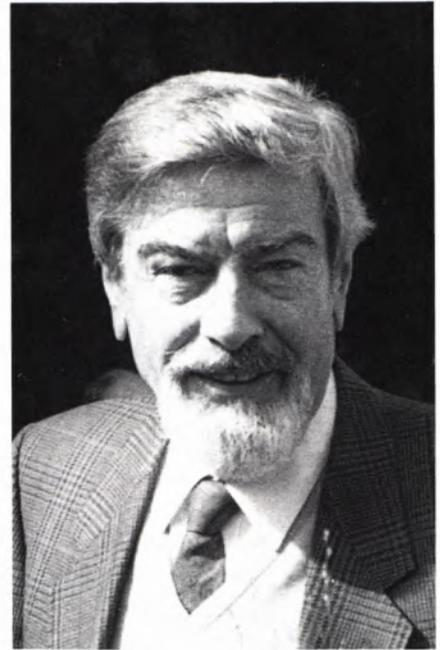
Titelbild

Das Alte Pfarrhaus in Rudersberg-Steinenberg, Dezember 1993, im Zustand nach seiner Instandsetzung und Restaurierung auf den Zustand der Zeit um 1800. Zum Beitrag von N. Bongartz „Jahrelang vor dem Abbruch – heute bewahrt“.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes

Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart 1 · Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Dr. August Gebeßler · Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsschuß: Dr. H. G. Brand, Dr. J. Breuer, Dr. D. Lutz, Dr. J. Ronke, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm · Produktion: Verlags- und Redaktionsbüro André Wais, Stuttgart · Druck: Konradin Druck, Kohlhammerstraße 1-15, 70771 Leinfelden-Echterdingen · Postverlagsort: 70178 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier · Beim Nachdruck sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung erforderlich.

Präsident Prof. Dr. Gebeßler im Ruhestand



Der Präsident des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg, Herr Prof. Dr. August Gebeßler, ist nach Erreichen des 65. Lebensjahrs am 28. Februar 1994 aus dem aktiven Dienst ausgeschieden. Das Amt des Präsidenten des Landesdenkmalamts hat Herr Prof. Gebeßler am 1. Mai 1977 angetreten, zu einer Zeit, als die Denkmalpflege im Umbruch begriffen war und das Denkmalverständnis sich neu formierte. Beinahe 17 Jahre lang hat Herr Prof. Gebeßler mit großem persönlichem Einsatz die Geschicke des Landesdenkmalamts geleitet und mit der Ausstrahlungskraft seiner Persönlichkeit der Denkmalpflege des Landes Baden-Württemberg seinen Stempel aufgedrückt.

In seiner Amtszeit nahmen die Bedeutung der Denkmalpflege im öffentlichen Bewußtsein und ihr politischer Stellenwert einen beispiellosen Aufschwung. Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg ist heute eines der größten und leistungsstärksten Denkmalämter in der Bundesrepublik Deutschland. Sein Ansehen reicht über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus. Prof. Dr. Gebeßler hat daran in maßgeblicher Weise mitgewirkt.

Als Prof. Gebeßler 1977 von seiner Position als stellvertretender Leiter des bayrischen Amtes für Denkmalpflege zum Präsidenten des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg berufen wurde, ging ihm der Ruf eines vorzüglichen Kunsthistorikers voraus. In den 17 Jahren seiner Tätigkeit in Baden-Württemberg hat er nicht nur diesen Ruf gefestigt, sondern über sein engeres Fachgebiet hinaus als Leiter eines Amtes, in welchem Bau- und Kunstdenkmalpflege wie auch die archäologische Denkmalpflege integriert sind, der Denkmalpraxis und Denkmaltheorie im umfassenden Sinne neue Impulse gegeben und die Entwicklung der Denkmalpflege in Baden-Württemberg

geprägt. Sein gesamtes Streben war darauf gerichtet, unser historisch-kulturelles Erbe für die Zukunft zu erhalten und die Ablesbarkeit der Geschichte an unseren Kulturdenkmalen auch künftigen Generationen zu ermöglichen. Deshalb stand für ihn neben der Pflege des Schönen und des gestalterisch Wertvollen stets die Erhaltung der Geschichtszeugnisse in ihrer originalen Substanz und ihrem historischen Zusammenhang im Mittelpunkt seiner Bemühungen. Die Ergebnisse seines Wirkens sind an der Vielzahl in ihrer geschichtlichen Aussagekraft wiederhergestellter, unsere Städte, Dörfer und unsere Landschaft prägender Kulturdenkmale zu erkennen.

Über die fachlichen Aspekte hinaus war Prof. Gebeßler die öffentliche und politische Dimension der Denkmalpflege stets bewußt. Das Verständnis der Öffentlichkeit für die Anliegen der Denkmalpflege zu wecken und zu stärken, war eines seiner wichtigsten Anliegen. Das Ansehen, das die baden-württembergische Denkmalpflege in der Öffentlichkeit – über die Landesgrenzen hinaus – genießt, ist nicht zuletzt das Ergebnis seiner überzeugenden Fähigkeit, die denkmalpflegerische Zielsetzung – sei es am Einzelobjekt, sei es in grundsätzlichen Ausführungen – den am Denkmalgeschehen Beteiligten wie auch einem größeren Publikum deutlich zu machen.

Prof. Gebeßler hat sein Amt unter Einsatz seiner gesamten Persönlichkeit ausgeübt. Über seinen eigentlichen Aufgabenkreis hinaus hat er die Denkmalpflege in mannigfacher Weise befruchtet. Erwähnt sei nur die langjährige Tätigkeit als Vorsitzender der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland oder seine Mitarbeit im deutsch-französischen Forschungsschwerpunkt Denkmalpflege.

Namens der Landesregierung von Baden-Württemberg danke ich Herrn Prof. Gebeßler für alles, was er für die Denkmalpflege und für die Erhaltung des geschichtlichen kulturellen Erbes in Baden-Württemberg geleistet hat. Mit der Anerkennung für die geleisteten Dienste verbinde ich die besten Wünsche für seinen Ruhestand.



Wirtschaftsminister
und Stellv. Ministerpräsident
des Landes Baden-Württemberg
Dr. Dieter Spöri

Prof. Dr. August Gebeßler

Denkmalpfleger von Beruf und als Berufung

Ernst Bacher

Die Denkmalpflege, eine wichtige und interessante Aufgabe, ist scheinbar eine einfache Sache. Es geht nur darum, bedeutende Monumente der Vergangenheit zu bewahren, zu restaurieren und an die künftigen Generationen weiterzugeben. Man beneidet den Denkmalpfleger um seine Tätigkeit, er hat mit Kunst, mit Schönerm und Bedeutendem zu tun; man unterstellt, daß sein Beruf für ihn Berufung ist, versteht, daß für ihn Arbeit und Interesse zusammenfallen und meint, daß die Mühsal des Gegenstrom-Schwimmens ein nicht allzu hoch zu bewertender Preis dafür ist.

So gesehen, ist August Gebeßler um sein Lebenswerk zu beneiden, um seine mehrere Jahrzehnte währende erfolgreiche Tätigkeit im Dienste der Denkmalpflege muß man ihn beglückwünschen zu den Ergebnissen seines engagierten Wirkens, zu seinen Leistungen und Erfolgen.

Etwas näher betrachtet, ist die Sache natürlich nicht so einfach. Die Denkmalpflege ist zwar in der Tat eine faszinierende Aufgabe, das, was sich hinter dem eindrucksvollen Bild der Erforschung und Erhaltung bedeutender Monumente der Vergangenheit verbirgt, ist aber keineswegs nur ein Dienst am Schönen, sondern – wie wir wissen – eine oft zwiespältige, widersprüchliche Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten und Grenzen der Erhaltung des historischen Erbes, erschwert durch die Last der Geschichte selbst. Die Ergebnisse der Denkmalpflege haben diesen Konflikt freilich bereits hinter sich; je eingehender diesem Raum gegeben war, um so gelungener ist in der Regel das Resultat der Auseinandersetzung. Wir wissen, schon der Begriff des Denkmals ist nichts Statisches, er ändert sich ständig im Fortschreiten der Geschichte, und daher ist auch Denkmalpflege ein komplizierter Prozeß des Geschichtlichen selbst. Das notwendige Eingreifen der Denkmalpflege in die Vergangenheit, um sie zu sichern, die aktive Intervention in die geistige und materielle Existenz der

Monumente, um sie zu bewahren, steht kontinuierlich im Widerspruch zum vorgegebenen Ziel der Aufgabe „konservieren nicht restaurieren“. Diese unauflösbare Antinomie gehört zum Wesen der Denkmalpflege. Die Geschichte unserer Disziplin vermittelt ein anschauliches Bild von den Schwierigkeiten bei der Beantwortung der Frage, „wie es eigentlich gewesen ist“, bei der Lösung des Problems, Vergangenheit unversehrt an die Zukunft weiterzugeben. Der Denkmalpfleger, der sich seiner Möglichkeiten und seiner Methode, das heißt seines Weges, sicher ist, geht – diese Erkenntnis lehrt uns ein Blick auf die Geschichte unserer Tätigkeit – am weitesten am Ziel seines Auftrages vorbei, wenn wir uns als Maßstab dafür an den Grundsätzen von Denkmalschutz und Denkmalpflege im aktuellen Verständnis orientieren.

So gesehen, paßt das Bild, das uns August Gebeßler von seiner Tätigkeit als Denkmalpfleger vermittelt, nicht ins Klischee des vordergründig Erfolgreichen, sondern paßt sich vielschichtig differenziert der komplexen Struktur der Aufgabe an. Sein Wesen und sein Habitus sind dem Berufsbild weitgehend kongruent, er mußte eigentlich Denkmalpfleger werden. Das Interesse und die Neugierde des Wissenschaftlers, der sich um die Erforschung der Vergangenheit, um das Verständnis um sie bemüht, ist eine Seite davon; die zurückhaltende Skepsis, die jeden Schritt des Tuns mit den aus einem reichen Erfahrungswissen reflektierten Möglichkeiten negativer Folgen konfrontiert und daher mit der gebotenen Zurückhaltung verfolgt, ist die andere Seite, welche die in vielen Schriften wiedergegebenen Überlegungen zu diesem Thema und das Wirken August Gebeßlers charakterisieren.

Wenn jemand so wie er mehr als drei Jahrzehnte in verantwortlicher, leitender Position mit einem so ausgeprägten Problembewußtsein in der Denkmalpflege tätig war – zuerst in Bayern und dann als Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württem-

berg-, dann hat dies natürlich entsprechende Spuren hinterlassen: einmal an einer Unzahl von Monumenten, die diesen zurückhaltenden Kriterien denkmalpflegerischer Intervention bei ihrer Restaurierung ihre wenn schon nicht unberührte, weil dies nicht möglich ist, so doch ungekränkte Existenz verdanken, zum anderen an einer ebenso großen Anzahl von Monumenten, bei denen die Zurückhaltung des Denkmalpflegers, seine Aktivitäten der Erhaltung – auch wenn sie groß und umfangreich gewesen sind – überhaupt nicht sichtbar werden läßt.

Wenn man davon ausgeht, daß die Arbeit des Denkmalpflegers dann am besten ausgefallen ist, wenn man sie eigentlich nicht wahrnimmt, wenn sie so selbstverständlich wirkt, daß sie in der überlieferten Erscheinung des Denkmals aufgeht, dann darf man das Lebenswerk eines Denkmalpflegers nicht an jenen Daten und Ergebnissen zu messen versuchen, die sich plakativ dafür anbieten. Die minimierte oder überhaupt verhinderte Intervention einer Restaurierung ist als Leistung der Denkmalpflege ebenso wichtig, ihr liegt nicht weniger Arbeit, Engagement und Mühsal zugrunde, im Gegenteil, sie hat zumeist umfassenderes Wissen, eine weitreichendere Auseinandersetzung und souveränere Entscheidung zur Voraussetzung.

Dies alles muß man der Bibliographie eines Denkmalpflegers, der Liste großartiger Erfolge der Rettung, Restaurierung und Revitalisierung hinzurechnen, um das Leistungsverzeichnis vollständig zu machen. Solches gilt in besonderem Maß auch für August Gebeßler. Dabei ist bei ihm auch ein weiterer Aspekt zu betonen, nämlich die nachhaltige Auswirkung solchen Tuns, solchen Selbstverständnisses bei der Erfüllung der Aufgabe auf die Mitarbeiter, auf die jüngere Generation der Denkmalpfleger. Es gibt bekanntermaßen für diesen Beruf keine spezielle Ausbildung. Kunsthistoriker, Architekten, Archäologen etc., die sich diesem Metier widmen wollen, müssen ihren Beruf in der Praxis, in der unmittelbaren

Konfrontation mit der Aufgabe, das heißt in der Auseinandersetzung mit den Problemen am Denkmal selbst, erlernen. Wegweisende Hilfen durch Persönlichkeiten wie August Gebeßler sind dabei nicht hoch genug einzuschätzen, weil solche Leitbilder – auch wenn sie oft erst später und nur mittelbar wirksam werden – bekanntermaßen in der Vermittlung der lebendigen Einheit von Theorie und Praxis am stärksten beeinflussen, formen und prägen. Vorgaben dieser Art in Wort und Tat sind natürlich auch weit über die Landesgrenzen hinaus wirksam, und so ist der Name August Gebeßler seit langem in der internationalen Fachwelt fest verankert, der Kollegenschaft weit über Deutschland hinaus bekannt. Nicht allein die leitenden Funktionen an der Spitze der Denkmalpflege in Baden-Württemberg sowie als langjähriger Vorsitzender der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik haben dazu beigetragen, sondern vor allem seine in allen Auseinandersetzungen mit aktuellen Problemen der Denkmalpflege artikulierte umfassende und differenzierte Sicht der Dinge im theoretischen Anspruch ebenso wie in der souveränen Handhabung des denkmalpflegerischen Instrumentariums bei der Umsetzung und praktischen Realisierung der Aufgaben.

Auch die österreichische Denkmalpflege hat – um aus diesem Blickwinkel etwas davon herauszugreifen – oft davon profitiert. Etwa in den Diskussionen anstehender aktueller Probleme auf unseren Konservatorentagen, bei denen August Gebeßler ob seiner fundierten kritischen Beiträge ein von der Kollegenschaft besonders geschätzter Gast gewesen ist. Bei vielen heiklen Fragen – etwa der seinerzeit zur Diskussion gestellten Rekonstruktion von Schloß Neugebäude in Wien – war sein Votum wesentlich mitentscheidend, daß es gelungen ist, Verständnis für die Geschichtlichkeit dieses Torsos zu finden und die Attraktivität einer Rekonstruktion bzw. Wiederherstellung (in diesem Fall müßte man eigentlich sagen Fertigstellung des Schloßbauwerkes) der Bedeutung des Denkmals im

Zustand seiner überlieferten Erscheinung nachzureihen und gravierende Eingriffe bis dato zu verhindern. Es war vor allem auch der Blick auf die Ganzheit, den Gebeßler immer mit in den Vordergrund gestellt hatte, ein Aspekt, der ihm in allen diesen Fragen wichtig schien und mit dem er die komplexe Totalität des Monuments gegen Versuche verteidigte, einzelne attraktive Aspekte der Restaurierung herauszugreifen, das heißt, Intentionen einseitigen Spezialistentums Rechnung zu tragen. Er verteidigte damit eine der Denkmalpflege zukommende wichtige Verantwortung in einer Zeit, in der Archäologie, Kunst- und Architekturgeschichte durch ihre Aufsplitterung in Teilbereiche des Interesses und der Fachkompetenz innerhalb der Wissenschaft das Verständnis fürs Ganze vielfach abhandeln gekommen ist und es daher dem Denkmalpfleger vorbehalten bleibt, den größeren Zusammenhang der Monumente, der mehr ist als die Summe aller Teilaspekte, wahrzunehmen und damit auch zu erhalten.

Die Wünsche, die August Gebeßler in den Ruhestand begleiten, gelten natürlich in erster Linie der Rekreation nach jahrelangen Belastungen, weil ein Amtsleiter ja bekanntermaßen nicht nur mit interessantesten fachlichen, sondern vor allem und im Übermaß mit amtpolitischen sowie organisatorisch-administrativen Problemen zu tun hat. Sie enthalten auch die Hoffnung, daß das breite Fundament von Erfahrung und Erfahrungswissen, das in der jahrzehntelangen Auseinandersetzung mit den zentralen Themen der Aufgabe entstanden ist, daß die das Tun begleitende Reflexion von Theorie und Methodik der Aufgabe und das Wissen um die Geschichte der Disziplin, einen schriftlichen Niederschlag finden und damit ein nächstes – im Dienst der Sache ebenso wichtiges – Kapitel im Berufsleben August Gebeßlers als Denkmalpfleger aufgeschlagen wird.

Univ. Doz. Dr. Ernst Bacher
Bundesdenkmalamt
Hofburg, Säulenstiege
A-1010 Wien

Jahrelang vor dem Abbruch – heute bewahrt

Das Alte Pfarrhaus in Rudersberg-Steinenberg

Norbert Bongartz



■ 1 Das Alte Pfarrhaus von Nordwesten 1975. Ein verputzter Altbau, ohne erkennbare Besonderheiten.

Nur wenige denkmalpflegerische Sorgenkinder haben die Konservatoren im Landesdenkmalamt und die vielen ebenfalls mit diesem alten Haus befaßten Partner über viele Jahre so in Atem gehalten wie das alte Steinenberger Pfarrhaus, das wenige Kilometer nördlich von Schorndorf im Rems-Murr-Kreis liegt. Es grenzt nahezu an ein Wunder, daß dieses alte Haus nach langen und zum Teil heftigen Auseinandersetzungen um Erhalt oder Abbruch am 31. Oktober 1993 wieder einer neuen Bestimmung übergeben werden konnte.

Das jetzt mit einem neuen Gemeindehaus verbundene alte Gebäude verdient es, daß der Konfliktfall nachgezeichnet wird und daß es als Denkmal etwas näher „portraitiert“ wird.

Das Streitobjekt

Mit dem Neubau eines Pfarrhauses in Steinenberg wurden zu Beginn der 70er Jahre bereits die Weichen zu dem langjährigen Konflikt gestellt: Der ungeliebte Altbau, dessen historische Bedeutung noch weitgehend unbekannt und im Bewußtsein der

Öffentlichkeit nicht verankert war, schien es nicht mehr wert, weiter genutzt zu werden, darüber hinaus geriet er in die Konkurrenz zu einem an gleicher Stelle beabsichtigten Gemeindehaus.

In einem Vorgespräch zum Projekt für das Gemeindehaus wurde in Gegenwart des zuständigen Denkmalpflegers 1976 der Abbruch des inzwischen als Kulturdenkmal eingestuften alten Gebäudes für unvermeidbar erklärt, da gutachterliche Äußerungen seine Erhaltung auch unabhängig von der Nutzungs-Kollision für unzumutbar hielten. Wegen noch dringenderer Reparaturen an der Kirche ruhte der Vorgang fünf Jahre lang.

Bei der Wiederaufnahme des Verfahrens sah sich das Landesdenkmalamt veranlaßt, das vom Abbruch bedrohte Haus nachzuuntersuchen. Mit der Erkenntnis von dessen überdurchschnittlichem Denkmalwert und der daraufhin erklärten erheblichen Bedenken gegen den geplanten Abbruch erweiterte sich die Kluft zu denjenigen, die im Alten Pfarrhaus weit eher den heruntergewirtschaftete-

ten Altbau gesehen hatten. Das Landratsamt in Waiblingen blieb dagegen beim bisher eingeschlagenen Weg unter dem Hinweis auf einen Vertrauensschutz für die Kirchengemeinde und stellte das Einvernehmen mit der Erhaltungsforderung des Landesdenkmalamtes nicht her. Daraufhin wurde der Fall – so wie es das Denkmalschutzgesetz vorsieht – dem Regierungspräsidium zur Entscheidung vorgelegt.

Als dieses den Abbruch-Antrag ablehnte, klagte die Kirchengemeinde vor dem Verwaltungsgericht in Stuttgart und, nachdem auch dieses die Erhaltung des Alten Pfarrhauses für durchsetzbar erklärte, vor der letzten gerichtlichen Instanz, dem Verwaltungsgerichtshof in Mannheim.

In seinem vielbeachteten Grundsatzurteil wurde der Gemeinde bescheinigt, daß der Kirchengemeinde nach dem Bau des neuen Pfarrhauses die Erhaltung des alten Pfarrhauses nicht zugemutet werden könne. Darüber hinaus vertrat das Gericht die Ansicht, durch die Veränderungen des mittelalterlichen Hauses sei dessen Denkmalwert stark gemindert. Der Verwaltungsgerichtshof ließ das Argument des beklagten Regierungspräsidiums, das alte Gebäude könne durchaus verschiedenen Ersatznutzungen zugeführt werden, nicht gelten, obschon dieser „Nutzungsfächer“ eine wichtige Voraussetzung für die Erhaltung von Kulturdenkmälern ist. Mit dem Raumprogramm des geplanten Gemeindezentrums sei das Raumangebot des Alten Pfarrhauses un-

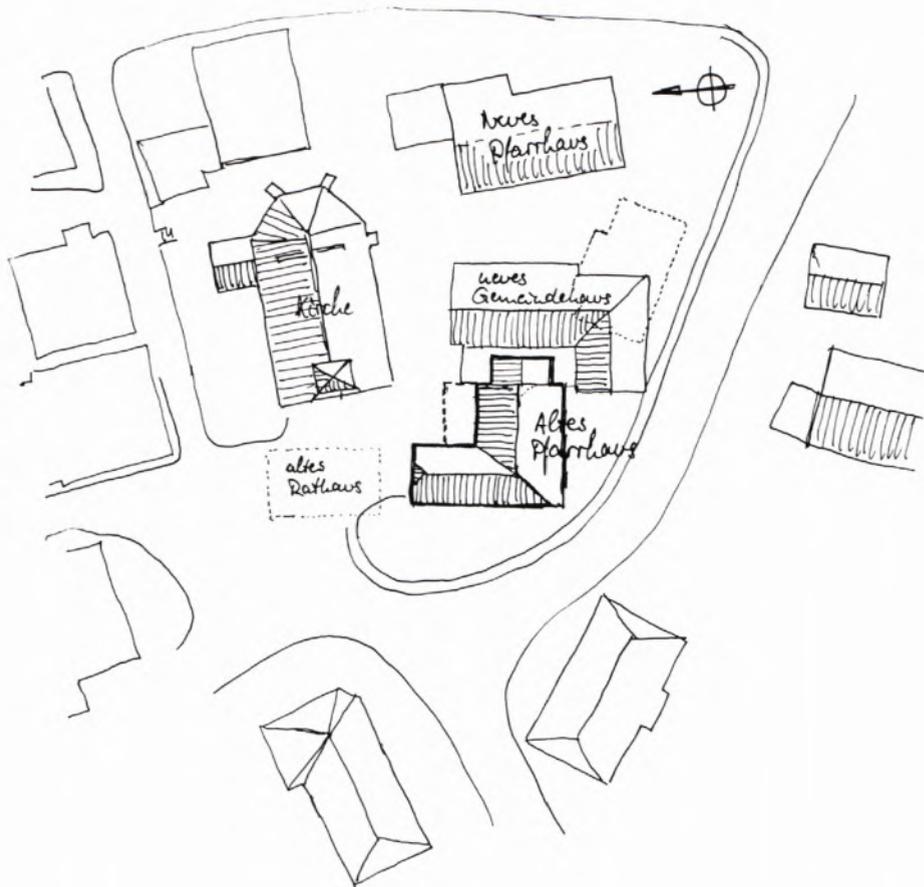
vereinbar. Unter Hinweis auf die finanzielle und nutzungsbedingte Unzumutbarkeit der Erhaltungsforderung gab das Gericht dem Abrißbegehren der vom Oberkirchenrat unterstützten Kirchengemeinde statt. Das Regierungspräsidium erteilte daraufhin 1985 die Abbruchgenehmigung.

In der Zwischenzeit war die Resonanz in der Öffentlichkeit überraschend stark geworden. Längst hatten die Zeitungen als Berichterstatter über das schlagzeilenträchtige Tauziehen für ein überregionales Interesse am Schicksal des Alten Pfarrhauses gesorgt. Der Schwäbische Heimatbund plädierte offiziell für die Erhaltung; auch eine Petition beim Landtag pro Erhaltung wurde von Bauhistorikern der Universität Stuttgart eingereicht. Als dann noch bekannt wurde, daß sich das Freilichtmuseum in Wackershofen (bei Schwäbisch Hall) für eine Übernahme des bedeutsamen Gebäudes interessiere, bildete sich auch eine lokale Bürgerinitiative für die Erhaltung des alten Hauses, was die Spannungen in Steinenberg nicht gerade milderte. Der Gedanke, daß die Übertragung ins Freilichtmuseum vermutlich mehr öffentliche Gelder beanspruche als eine Erhaltung an Ort und Stelle führte zu neuer Nachdenklichkeit.

Zum erfolgreichen Erhaltungsprojekt führte aber letztendlich eine gemeinsame Initiative des Regierungspräsidiums, des Oberkirchenrats, des Innenministeriums und des Landesdenkmalamtes. Die Kommune konn-



■ 2 Zustand von 1980: Das gleiche Haus als „Schandfleck“, nachdem das neue Pfarrhaus bezogen worden war. Das freigebliebene und freigebliebene Fachwerk zeigt Spuren verschiedener Bauzeiten.



■ 3 Der Winkelbau des Alten Pfarrhauses liegt nahe der Kirche beim (abgebrochenen) Rathaus. Für den Neubau des Gemeindehauses wurden der 1902 erbaute Betsaal und die Anbauten des Alten Pfarrhauses geopfert.

te zur Teilnutzung des Alten Pfarrhauses für die Zwecke der Freiwilligen Feuerwehr und der Volkshochschule gewonnen werden. Damit konnte die Kirchengemeinde finanziell so erheblich entlastet werden, daß sich diese 1990 schließlich bereit erklärte, den Auftrag des Neubaus eines Gemeindehauses unter (teilweiser) Einbeziehung des Alten Pfarrhauses zu erteilen.

Das Denkmal

Der besondere Stellenwert, den das Alte Pfarrhaus für die Denkmalpflege in Baden-Württemberg erhielt, wird erst nachvollziehbar, wenn hier noch einmal die Gründe zusammengefaßt werden, die für die Erhaltung des Steinenberger Pfarrhauses gesprochen haben. Dabei liegt es in der Natur der Sache, daß ein guter Teil der Schlußfolgerungen und Beobachtungen erst im Verlauf einer intensiveren Beschäftigung während der rechtlichen Auseinandersetzungen und während der späteren Baumaßnahmen gewonnen worden sind.

Wie die jahresringchronologische Untersuchung der Bauhölzer ergab, sind die zum Bau des Hauses verwendeten Eichen 1461 gefällt und noch frisch verarbeitet worden (abgelagertes Eichenholz läßt sich nur schwer bearbeiten!) Das Haus wurde auf ab-

schüssiges Gelände an der Südwestecke der Kirchhofmauer erbaut, die in das Haus einbezogen wurde. So entstand ein für Pfarr- und sonstige Wohnhäuser untypischer Winkelbau, der sich mit unterschiedlichen Traufhöhen seiner Dächer von dem zwei-stöckigen breiteren Ost-West-gerichteten Baukörper bruchlos mit einem (gleichzeitigen!) dreistöckigen und schmälere „Anbau“, dem Nordflügel verbindet.

Ein Gang durchs alte Haus

Von den beiden **Kellerräumen**, die von den Grundmauern umgriffen werden, öffnete sich einer gegen den Kirchhof (!), der andere Keller war dem Haus direkter zugeordnet worden, denn sein Zugang liegt neben der Haustüre an der Südseite.

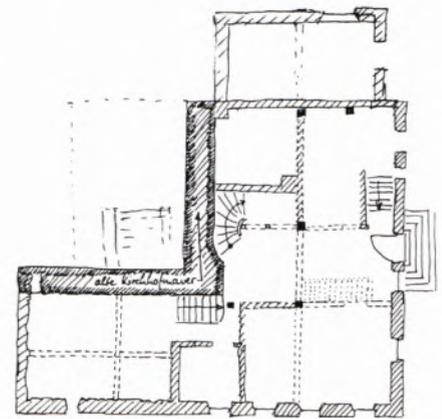
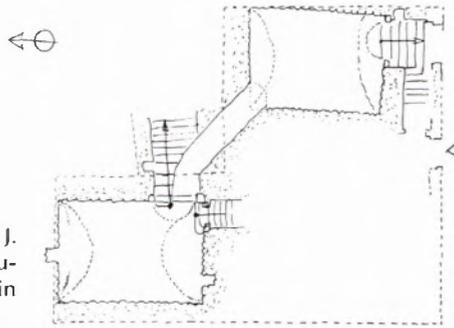
Dort betritt man das im Vergleich zu anderen mittelalterlichen Wohnhäusern geräumige alte Haus. Der mittleren Flurzone waren zur Rechten wohl **Lageräume**, zur Linken vielleicht ursprünglich ein (Pferde-) **Stall** zugeordnet. Der Flur endet an der unbelichteten, fast stockwerkshohen Stützmauer des Kirchhofs.

Über eine ursprünglich geradläufige Treppe im Mittelflur erreichte man den **Wohnteil** im Obergeschoß. Dort liegt nach Osten die **Stube**, deren

dicke Bohlenwände (in Verbindung mit der nicht mehr erhaltenen niedrigen Bohlen-Balken-Decke) dem heizbaren Wohnraum eine wohlige Wärme im Winter garantierten. Daneben lag die mit 22 Quadratmetern Grundfläche gleich große rauchgeschwärtzte **Küche**, von der aus auch der Stubenofen befeuert wurde (die Stube war rauchfrei). In der Küche hing ein großer Rauchfang, welcher auch den darüberliegenden Dachraum, eine großzügige Räucher-kammer, beanspruchte. Reste des Rauchfangs waren zu Beginn der Bauarbeiten noch sichtbar. Der Rauch zog von der Räucher-kammer durch das im Lauf der Jahrhunderte partiell rußgeschwärtzte Dach und entwich durch Luken und über die „Eulenlöcher“ an den Walmen in Firstnähe.

Zurück ins Obergeschoß: Die Teilung der Stuben-Küchen-Zone in zwei gleichgroße Räume steht vielleicht noch in der Tradition der hochmittelalterlichen Firstständer-Bauweise, die zu symmetrischen Grundriß-Aufteilungen zwang. Der Zimmermann von 1461 hat die Chance zur Anlage einer auf Kosten der Küche vergrößerten Stube nicht genutzt, obgleich ihm die asymmetrische Grundriß-Aufteilung, wie der Nordflügel zeigt, durchaus geläufig war. Oder kam in Steinenberg der Pfarrhausküche von vorneherein eine besondere Bedeutung zu ...?

■ 4 Grundrisse (nach B. Lohrum und J. Gromer/Th. Schmidt). Sie zeigen den Zustand vor dem Umbau. Schwarz und in Kreuzschraffur: mittelalterlicher Bestand.



■ 5 N-S-Schnitt, rechts der Nordgiebel, Blickrichtung nach Westen (B. Lohrum 1986). Deutlich werden die um zwei Stockwerke ansteigende Traufhöhe, die alte Dachkonstruktion und der mit höherem Gewölbe ausgestattete Nordkeller.

Der rätselhafte Nordflügel

Vom Mittelflur des Obergeschosses erreichte man im Nordflügel einen die Größe dieses Bauteils wohl bestimmenden kleinen **Saal** mit einer asymmetrisch platzierten Mittelstütze, der als Versammlungsraum für etwa 20 Personen dienen konnte (bei 38 m²). Noch im Laufe des 16. Jh. wurde dieser Saal aufgeteilt.

Das zweite Obergeschoß ist im „Hauptbau“ bereits das erste Dachgeschoß. Eine alte Ladeluke am Ostgiebel zeigt, daß der Dachboden neben der Räucherammer zu Lagerzwecken genutzt werden konnte. An der Westseite springt die Dachtraufe wie am Giebel eines Krüppelwalm-dachhauses nach oben und zieht sich in dieser Höhe bis zum Nordgiebel durch. So konnten in einem Teil des „Hauptbaus“ noch voll belichtete Dachkammern entstehen.

Der **Nordflügel** enthält im zweiten Obergeschoß ein niedriges Wohnstockwerk, dessen Grundriß die asymmetrische Stütze im Saal darunter bestimmte. Dieser **zweite Wohnteil** mit heizbarer Stube und Kammer plus Zugangsflur stellt eine weitere Besonderheit des Alten Pfarrhauses dar: Auch das zweite, kleinere Wohnappartement war mit einer Heizstelle ausgestattet, deren Rauch nachweislich von Anfang an durch einen Kamin über das Dach abgeführt wurde. Daher zeigt der Dachstuhl darüber keine Rauchspuren, ein Indiz für eine ursprüngliche Ziegeldeckung des Pfarrhausdaches. Die Regel war damals die Kaminlosigkeit in Verbindung mit Stro- oder Holzschindeldeckung der Häuser!

Der kleine Saal im ersten und das zweite Wohnappartement im 2. OG des Nordflügels sind der Schlüssel für die Winkelanlage und die besondere **Zweckbestimmung** des Pfarrhauses. Eine Erklärung dürfte in der Tatsache liegen, daß Steinenberg im 15. Jahr-

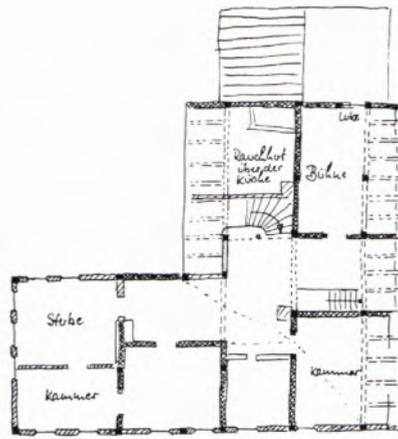
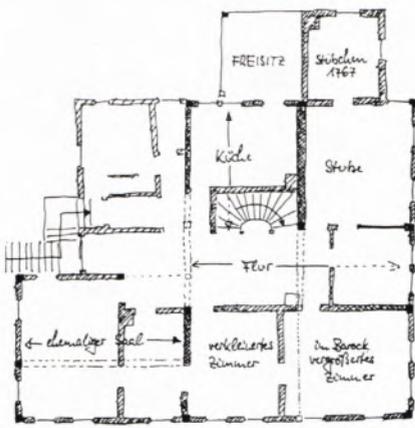
hundert im Besitz des Klosters Adelberg war und nicht nur seelsorgerisch von den Prämonstratensermönchen des Klosters betreut wurde. Adelberg unterhielt in Steinenberg eines der beiden Gerichte seines Steinenberger Verwaltungsbezirks (eine Kaplanei-Pfründe wurde erst 1503 eingerichtet). Das Pfarrhaus besaß also gleichzeitig auch die Funktion des Sitzes eines Ortsherrn; es ist gleichzeitig das „Schlößle“ von Steinenberg gewesen!

Ob das zweite Wohnappartement als Wohnbereich eines zweiten Geistlichen (Frühmesser) oder eines Verwalters zu interpretieren ist, läßt sich vielleicht noch mit einem vertieften Archivstudium erhellen.

Konstruktion und äußere Gestalt

Ursprünglich ist das Pfarrhaus über niedrigen Grundmauern komplett in Fachwerk errichtet worden. Über den Erdgeschoßwänden (die später in Stein ersetzt wurden), kragte das Obergeschoß allseitig über. Stockwerksüberstände waren immer eine Zier der Fachwerkhäuser, ihre Herstellung war mit einem Mehraufwand verbunden. Sie hatten aber auch den praktischen Sinn, daß sie gegen eine Übernässung der Wände, für eine günstigere Statik der Deckenbalken und auch aus Gründen des Flächen-gewinns (vor allem im städtischen Bauen) eingesetzt wurden.

Verschiedene Methoden der Stockwerksüberstände lassen am Alten Pfarrhaus ein bewußtes Konzept des Entwurfs erkennen: Der Ostgiebel zeigt einen „Spar-Überstand“ ohne Stichgebälk unter den Schwellen. Alle übrigen Seiten besitzen aber Überkragungen über Balken- und Stichbalkenköpfen, die einen friesartigen Gesamteindruck hervorriefen und an den komplizierten Ecküberständen und an den Bundstielen mit Konsolen bereichert waren. Diese (statisch entbehrlichen) Elemente der Fachwerk-



konstruktion, welche den Kräfteverlauf der Konstruktion augenfällig machten, sind erst um 1800 alle demontiert worden. Sie verdichteten sich zahlenmäßig an der Nordfassade, die mit 4 mal 3 Eckkonsolen eine vergleichsweise prächtige Gesamtwirkung hervorgerufen haben muß. Für die mittelalterliche Holzkonstruktion sind das wesentliche Erkennungsmerkmal die in „Sassen“ eingelegten und dort mit kräftigen Holznägeln fixierten „Blätter“ von Kopf- und Fußbändern sowie scherenartigen Steigbändern als Diagonalaussteifungen. Diese im Wechsel geneigten Steigbänder haben, wie heute noch im 2. OG der Westfassade von außen erkennbar ist, zu einer harmonischen Rhythmisierung der unterschiedlich breiten Wandfelder an den traufseitigen Wänden geführt. Die Rekonstruktionszeichnung verdeutlicht dies.

So ist am mittelalterlichen Fachwerk (ungeachtet der späteren Veränderungen) über die Befriedigung der technischen Funktion hinaus eine im künstlerischen Sinne planende und ordnende Hand erkennbar geworden, die auch den der Topografie folgenden bruchlosen Übergang vom zwei- zum dreigeschossigen Haus meisterhaft bewältigt hat.

Veränderungen – Verjüngungen

Den Übergang von der katholischen zur protestantischen Zeit hat das Pfarrhaus offenbar ohne erkennbare bauliche Veränderungen erlebt. Aus dem Vergleich mit den wenigen noch erhaltenen Pfarr- und Priesterhäusern aus gotischer Zeit in Württemberg (Oberboihingen, ehem. Pfarrhaus „Hohentwiel“; – Sindelfingen, Chorherrenhaus; – Holzgerlingen, vermutlich Pfründnerhaus; – Schwäbisch Gmünd, Stiftsherrenhaus; – Weikersheim, Priesterhaus) ergibt sich, daß die gotischen Häuser wohl überwiegend wegen ihrer bescheidenen Größe in nachreformatorischer Zeit

ausgedient hatten: In den zahlreichen Räumen des Steinenberger Pfarrhauses konnte aber auch eine größere Pfarrersfamilie problemlos unterkommen.

Tiefgreifende Veränderungen erfuhr das Pfarrhaus dagegen in mehreren Schüben zwischen dem späteren 17. Jahrhundert und der Zeit um 1800.

Vielleicht ist ein schwerer Bauschaden, hervorgerufen durch das zu flach gewölbte erste Kellergewölbe unter dem Nordflügel, zu einem Auslöser der Umbautätigkeit geworden. Mit dem Einbau eines höheren Gewölbes, das im Erdgeschoß nur einen Restraum übrig ließ, begann auch der Austausch der alten Erdgeschoß-Fachwerkwände gegen steinerne Mauern.

Das generelle Ziel der Veränderungen war es jedoch, das Haus wärmer, wohnlicher und auch heller zu machen. Zu diesem Zweck wurden zwei weitere Heizstellen eingebaut. Nach und nach wurden auch die meisten Außenwände des Hauses ausgetauscht: Die konstruktiv wichtigen gotischen Eck- und Bundstiele blieben erhalten, die meisten verloren aber die jetzt als störend empfundenen schrägen Kopf- und Fußbänder (die offenen Blattsassen deuten noch heute auf ihren ehemaligen Verlauf). Statt der ursprünglich in starker Horizontalstruktur durchlaufenden Kopf- und Brustriegel, zwischen denen die Fenster entweder einzeln oder in Gruppen saßen, wurden nunmehr im wesentlichen vertikal betonte Fachwerke eingebaut mit stockwerks-hohen Stielen rechts und links der hochrechteckigen vereinzelt angeordneten, mindestens auf Klappladenabstand gesetzten Fenster und mit Andreaskreuzen in den Brüstungsfeldern der (als erste umgebauten) wichtigeren Zimmer.

Damit verschwand die mittelalterliche Befensterung, welche zwischen



■ 6 Nordgiebel, Detailaufnahme von 1980: Die offenen Blattsassen des spätgotischen Fachwerkes von 1461, das auf Sicht gearbeitet jüngere Umbau-Fachwerk der Barockzeit, die jüngere Übertünchung des Ganzen – noch erkennbar unter dem Stockwerks-Überstand – und der jüngste alles überdeckende Oberputz sind hier abzulesen.

■ 7 Der originale eichene Dachstuhl von 1461 (Blick vom weitgehend rauchfreien Dachstuhl des Nordflügels nach Süden).



Stuben (mit Fensterbändern) und Kammern (mit Einzelfenstern) deutlich unterschied. Durch ihre niedrigen Fensterstürze waren die Räume im Pfarrhaus weniger erhellt als nach der Veränderung. Die dem barocken Zeitgeschmack entsprechende Befensterung mit hohen, durch Klappläden ausgestatteten Fenstern sollte zudem den Eindruck einer Ebenmäßigkeit und Großzügigkeit nach außen erwecken. Das Fachwerk verlor gleichzeitig seine frühere Hell-Dunkel-Farbigkeit der oxsenblut-(eisenoxid-)roten Balken und hellen Putzfelder und erhielt zunächst (im 17. Jh.) noch eine Ockerfarbigkeit der Hölzer, die im späteren 18. Jahrhundert bei den letzten Umbauschritten aber in eine flächige helle, Holz und Putz gleichermaßen überziehende Gesamtfarbe umgewandelt wurde: Das Interesse an der grafischen Wirkung alter Fachwerke war vorbei, die Einheitlichkeit der Fassaden war das neue Gestaltungsziel geworden. Schließlich geriet das Haus im Lauf des 19. Jahrhunderts gänzlich unter Putz.

Im Hausinneren wurden ab dem 17. Jahrhundert einzelne Zwischenwände versetzt, um Räume unterschiedlicher Größe zu gewinnen. Im Lauf der Umbauten wurden dabei auch die (auch innen) sichtbaren und mit Bandelieren bemalten Fachwerk-wände überputzt und weiß über-tüncht. Die wesentlichsten Veränderungen baulicher Art aber waren die Schaffung einer neuen Treppe mit zwei halbgewendelten Treppenläufen in einer von der Küche abgetrennten Flurerweiterung.

1767 wurde an der Ostseite des Alten Pfarrhauses ein (inzwischen wieder abgebrochener) Anbau mit einem an die Stube angehängten ungeheizten

Stübchen und mit einer an die Küche anschließenden offenen Laube errichtet, in der von den Blicken der Dorfbevölkerung abgeschirmt ein häusliches Leben vor der Küche erleichtert wurde.

Im Winkel zwischen Nord- und Ostflügel wurde etwa gleichzeitig eine Küchenerweiterung angebaut und ein Nebeneingang vom Kirchhof in das Obergeschoß des Hauses geschaffen, welches damit den Charakter eines Erdgeschosses über einem zum Sockelgeschoß abgewerteten früheren Erdgeschoß erhielt.

Seit 1800 fanden keine wesentlichen Instandsetzungen oder Verjüngungen mehr statt. Das Alte Pfarrhaus entsprach über lange Zeit den Bedürfnissen der Benutzer, bis es in unserer Zeit zum Bau eines neuen Pfarrhauses kam, womit das Schicksal des alten nur noch eine Frage der Zeit schien.

Das Erhaltungskonzept

Nachdem die Erhaltung des Alten Pfarrhauses möglich war, stellte sich für den Eigentümer, den Planer und die Konservatoren neben der Nutzungsfrage auch die Frage nach einem schlüssigen denkmalpflegerischen Erhaltungskonzept.

Die Basis hierfür war (und ist) die Bewertung des urkundlichen Wertes: Fast unverändert war der gotische Baukörper – mit Ausnahme der (inzwischen verringerten) Stockwerksüberstände über dem Erdgeschoß und dem im Barock zum Vollgiebel ergänzten Krüppelwalm der Ostseite. Die beiden barocken Anbauten im Winkel und an der Ostseite waren als solche klar erkennbar, stellten also keine Veränderung, sondern Additio-

nen zum mittelalterlichen Hause dar, dessen fast noch komplette gotische Tragkonstruktion einschließlich der Dachkonstruktion erhalten war.

Das äußere und innere Erscheinungsbild war jedoch bestimmt durch die Verwandlung des Hauses im 17. und 18. Jahrhundert. Das 19. und 20. Jahrhundert hatten keinen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung des Alten Pfarrhauses geleistet. So war das Haus für die meisten Besucher zum Altbau geworden, der abgesehen von einzelnen barocken Füllungstüren und Brüstungsverfädelungen (Lambrien) in drei Räumen kaum mehr mit bemerkenswerten Details aufwartete.

Die Ausgangssituation war also – je nach der Sehweise – die eines bis um 1800 wiederholt dem Zeitgeschmack gemäß angepaßten mittelalterlichen Hauses oder die Situation eines Gebäudes des frühen 19. Jahrhunderts mit einem in Teilen noch deutlich mit-sprechenden Kern des späten Mittelalters. In jedem Fall entwickelte sich daraus die Zielvorstellung einer Wiederherstellung des Zustandes um 1800.

Durch das Weglassen der deckenden Putzhaut des 19. Jahrhunderts konnte das noch verbliebene mittelalterliche und das aus den Umbauzeiten stammende Fachwerk sichtbar gemacht werden. Das präsentierte Fachwerk sollte – so wie es um 1800 aussah – als überschlammtes „weißes Sichtfachwerk“ erscheinen. Nachdem aber die rissigen alten Hölzer in ihrer Überschlammung eher häßlich wirkten, entschloß man sich zu ihrer hellgrauen Abtönung (der letzte aller konservatorischen Kompromisse an

diesem Hause). Die wiedergewonnenen sprossierten Fenster und die zugehörigen Klappläden geben den Fassaden wieder Halt und Maßstab und komplettieren das Konzept der Wiedergewinnung des spätbarocken Erscheinungsbildes.

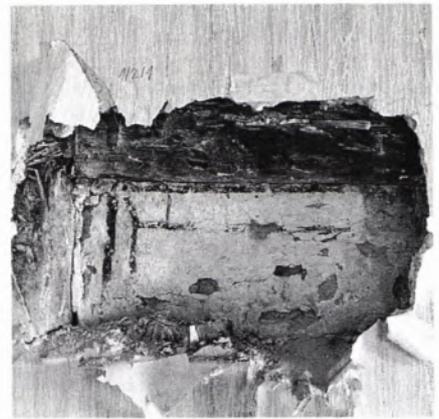
Im Inneren des Hauses wurde der denkmalpflegerische „Wunschzettel“ dagegen nur mit Abstrichen erfüllt, die sich überwiegend aus den Nutzungsvorgaben erklären:

- Wegen der Nutzungsabtrennung der einzelnen Stockwerke mußte die Innentreppe des Alten Pfarrhauses aufgegeben werden; der Altbau wurde stockwerkweise an das neue Gemeindehaus „angehängt“, in dem die neuen Treppenverbindungen geschaffen wurden.

- Im Nordflügel wurden zugunsten weiterer Gruppenräume historisch interessante Zwischenwände geopfert. So ging auch die Einteilung des zweiten Wohnappartements mit seiner Heizstelle verloren.

- Die alten Sparren im Dachstuhl wurden zu ihrer Verstärkung so intensiv mit Brettern angelascht, daß das Erscheinungsbild des gotischen Dachstuhls stark beeinträchtigt worden ist.

Das sonstige Erscheinungsbild des Alten Pfarrhauses entspricht einer Auffrischung seines seit dem 19. Jahrhundert kaum mehr veränderten Letzt-Zustandes: Helle freundliche Räume empfangen den Besucher. Die während der Bauzeit offenen baugeschichtlich interessanten Befundflächen sind weitgehend wieder zugedeckt, so daß das historisch-authentische Detail nur noch an wenigen Stellen sichtbar blieb. So wurde ein Teil der Bohlenwand bei der ur-



■ 8 Unter den Tapeten war die Vorgesichte des Alten Pfarrhauses verborgen. Eine mit schwarzen Kontur- und Begleitstrichen auf einfache Weise hergestellte Gestaltung des Fachwerkes.



■ 9 Eine der Befundstellen, die eine mit Schattierungen aufgelegte Graufassung des (vor dem 18. Jh. auch im Inneren sichtbaren) Fachwerkes zeigt. Die schräge Strebe ist nur gemalt worden; offensichtlich liebte man es früher von besonders stabil erscheinenden Fachwerkwänden umgeben zu sein.



■ 10 Das Alte Pfarrhaus und der Neubau klar von einander abgesetzt; Ansicht von Südwesten.

sprünglichen Stube im Flur des Obergeschosses im freipräparierten Zustand offen gelassen neben anderen nicht mit Putz oder Verschalungen umhüllten alten Hölzern.

Die Gesamtbilanz des wieder auf Generationen nutzbaren Alten Pfarrhauses hat zur Zufriedenheit bei den heutigen Besuchern, den früheren Kritikern und bei der Denkmalpflege geführt, die ihre Lehren aus diesem Fall hat ziehen müssen. Vorrangig dabei ist die Erkenntnis, daß bereits in einem frühen Stadium der jeweiligen Verfahren ein größtmöglicher Erkenntnisstand des betroffenen Objektes erarbeitet sein sollte, um nicht bei jeweils verspätetem Erkenntnis-Zugewinn in die Gefahr zu geraten, Argumente ständig „nachzuschieben“, die in einer bereits verfestigten Auseinandersetzung kaum mehr zu einem gemeinsamen Lernprozeß beitragen.

Die Rettung des nun zum wiederholten Mal verjüngten Alten Pfarrhauses war nur möglich durch die letztendlich alle Partner verbindende Suche nach den gemeinsamen Interessen, die auch Gegner von gestern noch verbinden können. Der tragfähige, mit erheblichen Zuschüssen möglich gewordene Kompromiß hat zu einem versöhnlichen Konsens zwischen allen Beteiligten geführt, so daß die Einweihung des neuen Gemeindezentrums und des Alten Pfarrhauses mit deutlich spürbarer Erleichterung und Mitfreude aller Beteiligten gemeinsam gefeiert werden konnte.

Dr. Norbert Bongartz
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

Ein „Schmiedefund“ aus der römischen Zivilsiedlung in Heidenheim/Brenz

Britta Rabold



■ 1 Heidenheim. 25. November 1992, gegen Abend: ein Teil des „Schmiedefundes“ ist freigelegt.

Umfangreiche Neubauvorhaben im Heidenheimer Stadtgebiet führten seit 1980 zu sechs großangelegten Ausgrabungskampagnen durch die Archäologische Denkmalpflege. Sondagen der Reichslimeskommission Ende des 19. Jahrhunderts zeigten bereits, daß Heidenheim zu den wichtigsten Truppenstandorten römischer Zeit in der damaligen Provinz Raetien gehörte. Inmitten des modernen Stadtgebietes waren etwa 1000 Reiter in einem knapp 6 ha großen Kastell stationiert. Gute 50 Jahre lang (etwa 100 bis 150 n. Chr.) überwachte die mehrfach schriftlich überlieferte Ala II Flavia hier einen wichtigen Albübergang und Verkehrsknotenpunkt. Sie war seinerzeit die stärkste Truppe in Raetien. Mitte des 2. nachchristlichen Jahrhunderts wurde die Einheit nach Aalen, an den neu eingerichteten äußeren Limes, verlegt. Wie an anderen Kastellplätzen entwickelte sich in Heidenheim mit Ankunft des Militärs eine Zivilsiedlung, die auch nach Abzug der Soldaten weiterbestand.

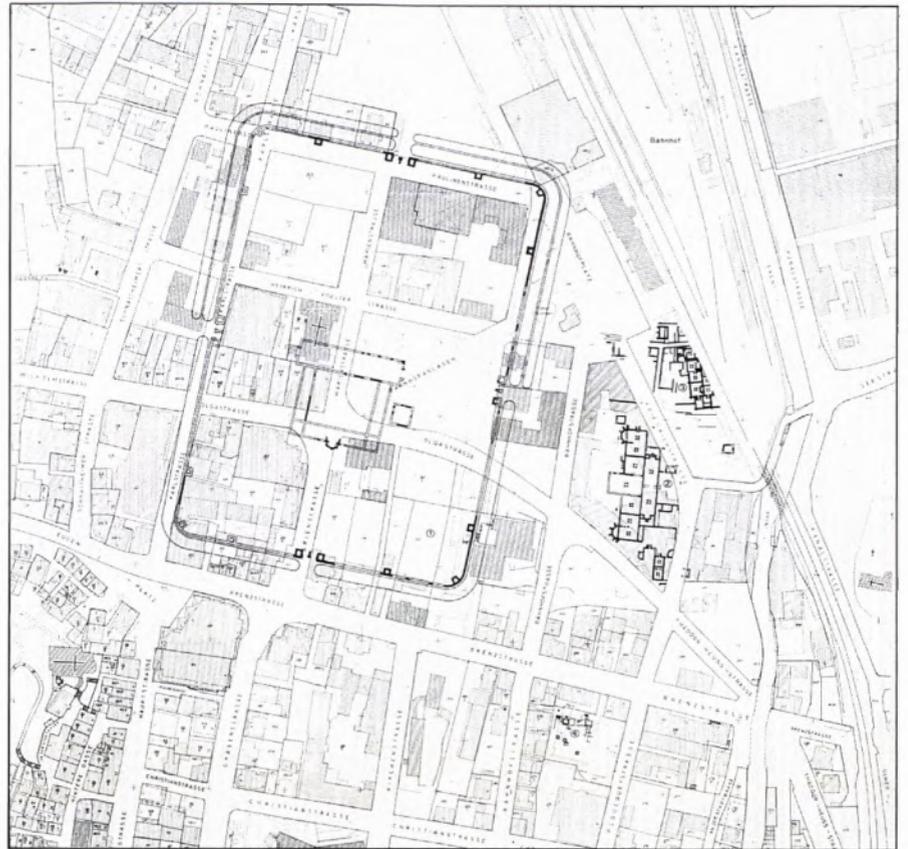
Die großflächigen Rettungsgrabungen östlich der Militäranlage führten zu unerwarteten Ergebnissen über die Infrastruktur des antiken Ortes. Offensichtlich erfuhren Stadtbild und -gefüge in der 2. Hälfte des 2. Jahrhun-

derts eine grundsätzliche Umstrukturierung. Die bis dahin vorherrschende Holzfachwerkbauweise wich einer großzügigen Steinbebauung mit z. T. monumentalen Gebäuden, die für eine überörtliche Bedeutung des römischen Heidenheim sprechen und sicherlich durch die öffentliche Hand genutzt und finanziell getragen wurden.

Weniger gut bekannt sind die Wohnhäuser der Bevölkerung und deren Lebens- und Arbeitsbedingungen. Alle vorliegenden, meist nur punktuellen Beobachtungen und Fundstellen aus dem Heidenheimer Stadtgebiet wurden im Rahmen eines durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanzierten Projektes gebündelt und wissenschaftlich ausgewertet. Zielsetzung ist es, das Umfeld der großen Steinbauten besser kennenzulernen, um evtl. die Monumentalbauten funktional eingrenzen zu können. Die Drucklegung dieser Arbeit ist in Vorbereitung. Sie wird mit Sicherheit exaktere Aussagen über den Umfang der Siedlung vor und nach Abzug der militärischen Besatzung ermöglichen.

Unerwartete Rettungsgrabungen (1992/93) im Herzen des Vicus, südöstlich des Kastells, warfen neues Licht

■ 2 Heidenheim. Übersichtsplan mit römischem Kastell, Grabungen beidseitig der Friedrichstraße und Ausgrabung Ploucquetstraße.



auf die Wohnverhältnisse und vor allen Dingen auf die gewerbliche Tätigkeit einiger Bewohner der römischen Siedlung. Eine ca. 2000 m² große Baugrube an der Kreuzung Ploucquet- und Brenzstraße mußte unter starkem Zeitdruck, größtenteils mit Maschineneinsatz, untersucht werden. Erschwerend kamen die oftmals abträglichen Witterungsverhältnisse hinzu, die besonders im Spätherbst und Winter einer sachgerechten Freilegung der äußerst empfindlichen Spuren der römischen Holzarchitektur nicht gerade entgegenkamen.

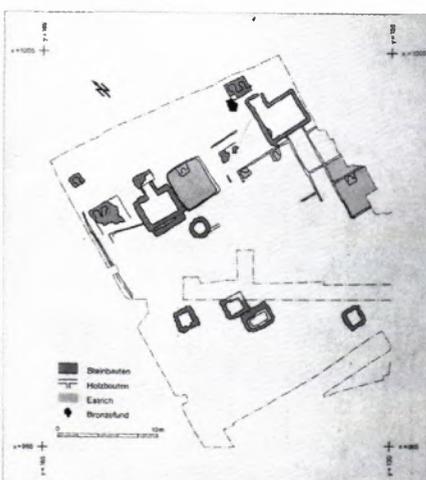
Bei der wissenschaftlichen Auswertung nach Abschluß der Grabung gilt es nun, die oftmals nur noch fragmentarisch überkommenen archäologischen Befunde zusammenfassend zu beurteilen. Schon zum heutigen Zeitpunkt zeichnet sich ab, daß das Areal südlich der Brenzstraße großflächig bebaut war.

Mit einiger Sicherheit darf eine römische Ausfallstraße zu den östlich und westlich benachbarten Garnisonsorten im Bereich des modernen Straßenzuges postuliert werden. Die jüngst ergrabenen Häuser sind zum großen Teil auf die Brenzstraße orientiert, was die schon seit langem geäußerte Vermutung bestätigt.

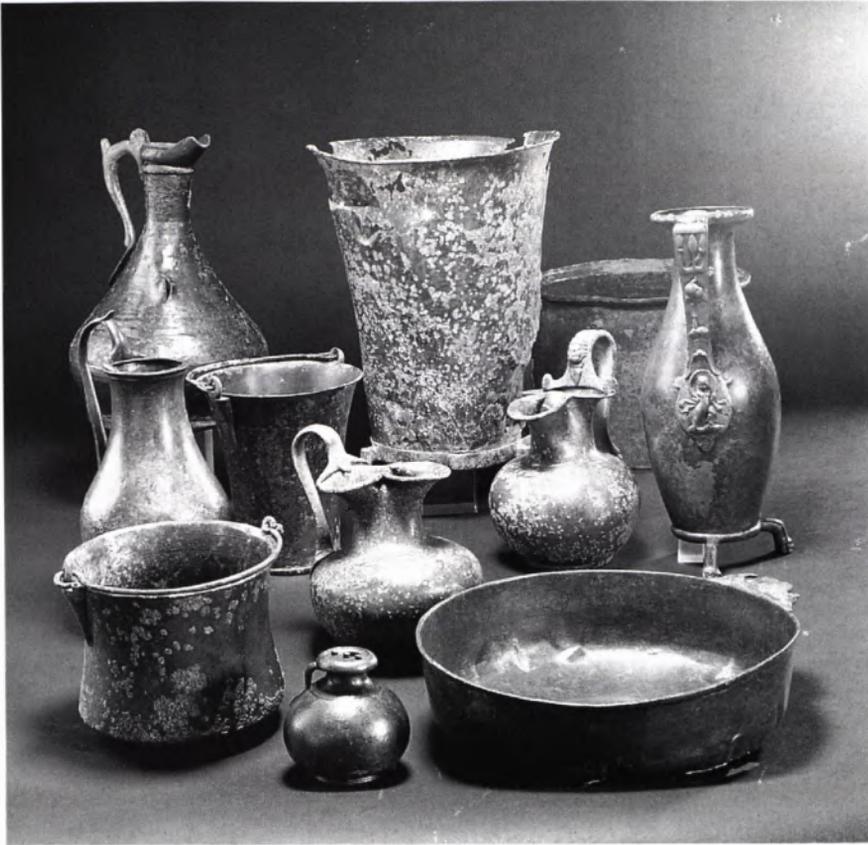
Nach Ausweis des Fundmaterials waren die Gebäude von Anbeginn der

römischen Besiedlung Heidenheims (um 100 n. Chr.) bis zum Ende der Römerherrschaft nördlich der Donau (260/270 n. Chr.) bewohnt. Offensichtlich fanden mehrere Um- und Einbauten statt, die möglicherweise auch eine Umnutzung widerspiegeln. Als besonders charakteristisch erweisen sich nachträgliche Einbauten von Steinkellern, die in späterer Zeit wieder zugesezt wurden, also nicht länger benutzt werden konnten. Speziell im westlichen Teil der Baugrube wurden verschiedentlich Öfen angetroffen, die wohl kaum dem häuslichen Bereich zuzuordnen sind, sondern auf gewerbliche Nutzung verweisen. Zwei Öfen waren unmittelbar vor den Kellerzugängen errichtet worden, so daß die Keller nicht mehr begangen werden konnten. Laut Grabungsbefund gehören zumindest diese beiden Öfen zur jüngsten römischen Besiedlungsphase.

Der 25. November 1992 brachte Aufwind in unsere Wintergrabung auf der Alb. In einer Fläche neben der nördlichen Baugrubenwand sahen wir davon ab, die dort erwarteten, anscheinend besser erhaltenen Befunde mit dem Kleinbagger freizulegen, und konzentrierten dort die gesamte Mannschaft. Neben vergleichsweise vielen römischen Münzen kamen vermehrt Buntmetallreste zutage. Diese lagen vor allem im Umfeld eines der bereits genannten Steinkeller.



■ 3 Übersichtsplan der Grabung Ploucquetstraße 1992.



■ 4 Repräsentative Auswahl der Heidenheimer Bronzegefäße. Unten: kleiner Bronzekessel, kleine kugelbauchige Flasche (Aryballos), steilwandiges Becken. Mitte: Krug mit hochgeschwungenem Griff, 2 Kannen mit Kleeblattmündung, weiterer Krug mit nachträglich angesetzten Standfüßen und reichhaltig dekoriertem Griff. Oben: Blechkanne (sog. Wasserkanne, Deckel verloren), 2 Eimer, im Hintergrund ein zylindrischer Kessel.

Kurz vor Arbeitsschluß machte ein auffälliges Geräusch das Grabungsteam hellhörig: der Pickel hatte einen zur Seite gekippten Bronzeimer getroffen. In diesem Eimer steckte eine Blechkanne. Wir hatten einen römischen Sammelfund entdeckt! In den folgenden Stunden legten wir Bronzebehältnisse frei. Nach ihrer Dokumentation und Bergung folgten noch drei weitere Gefäße. Verschiedentlich fanden sich Eisenteile in der Fundstelle, deren Funktion bei der Auffindung noch nicht kenntlich war. Schließlich runden Bruchstücke einer kugelbauchigen Amphore Dressel 20 und Teile eines Rinderkiefers das Fundspektrum ab.

Die Fundumstände erschienen zunächst befremdlich, denn es fehlten jegliche Hinweise auf eine Deponierung, wie sie bei einem Sammelfund von Metallgegenständen, besonders bei der großen Zahl von Bronzegefäßen, zu erwarten gewesen wären. Immerhin hatten diese Metallgegenstände in der Antike einen großen materiellen Wert. Dieser zeigt sich u. a. daran, daß Flickungen und Reparaturen unterschiedlichster Qualität und Techniken vielfach an den römischen Bronzegefäßen beobachtet werden können. Auch mehrfache Reparaturen an ein und derselben Stelle sind nachgewiesen. Sicherlich zählten zumindest einzelne ausgewählte Gefäße zum Familienbesitz und wur-

den über Generationen vererbt. Erst völlig unbrauchbare Metallgefäße wie auch eiserne Gerätschaften oder Werkzeuge wurden wieder eingeschmolzen und weiterverwertet, so daß sie im Fundspektrum archäologischer Ausgrabungen – zumindest in der geschilderten Vielzahl – äußerst selten sind. Eine Ausnahme bilden die sog. Hort- oder Depottfunde, die in den Provinzen des römischen Imperiums immer wieder aufgefunden werden und gerade auch aus Raetien vergleichsweise häufig überliefert sind. Für Württemberg sei an die Brunnenfunde aus Rainau-Buch (Ostalbkreis) erinnert. In Krisenzeiten suchte man den kostbaren Besitz zu verstecken und sicher aufzubewahren; z. B. versenkte man ihn in einem Brunnen (wie in Rainau-Buch) oder aber man vergrub ihn, um die Stücke nach Konsolidierung der Verhältnisse wieder ansich nehmen zu können. Beliebter war die Deponierung in einem großen Metallkessel. Stand dieser nicht zur Verfügung, behalf man sich mit einem organischen Behältnis (Holzkiste oder auch Beutel aus Stoff oder Leder). Versteckt wurden nicht nur intakte Gegenstände (wie Gefäße, Eisengerät und auch Statuetten aus Bunt- und Edelmetall sowie Teile wertvoller Soldatenausrüstungen), sondern nachweislich auch Altmetall oder Halbfabrikate.

Die Heidenheimer Gefäße und Eisen-



■ 5 Freilegung des „Schmiedefundes“.



■ 6 Attasche der Wasserkanne in Form eines Blattes.



■ 7 Attasche des Kruges mit hohem Griff, als Bacchusmaske ausgestaltet.



■ 8 Detail des Griffes der verzierten Kleeblattkanne. In Richtung Gefäßmündung blickt eine Löwenmaske. Ihre Beine umfassen den Gefäßrand und enden in Rotellen. Deutlich sichtbar ist ein Spalt zwischen Gefäßkörper und -griff, ein deutliches Indiz, daß die Handhabe nachträglich angefügt wurde.

teile lagen bunt durcheinander und waren sicherlich weder vergraben noch in einem schützenden Behältnis deponiert worden. Wenige Tage nach Bergung des Sammelfundes kam in unmittelbarer Nachbarschaft ein großer Ofen mit zwei Feuerplatten zutage: direkt daneben hatte man offensichtlich die Fundstücke abgelegt! Der archäologische Befund zeigt, daß hier keine Deponierung im üblichen Sinn vorliegt, sondern wohl die Werkstatt eines Schmiedes aufgedeckt wurde, der seiner Tätigkeit allerdings nicht mehr nachkommen konnte. Diese Beobachtung läßt sich wiederum mit der Bauabfolge vereinbaren, wonach dieser Ofen zur letzten Besiedlungsphase im Areal Ploucquetstraße gehört und das Ende der römischen Präsenz in Heidenheim zur Zeit des Limesfalls widerspiegelt. Für diese Niederlegung im fortgeschrittenen 3. Jahrhundert können die Fundstücke selbst herangezogen werden.

Unmittelbar nach ihrer Bergung wurden die Funde in den Werkstätten der Archäologischen Denkmalpflege in Stuttgart restauriert. Sie zeigten alleamt starke Rußspuren; in den Gefäßen fanden sich Brocken verbrannten Hüttenlehms, alles untrügliche Indizien für ein intensives Schadensfeuer. Die Eisenfunde waderten unverzüglich in die Plasmareduktionsanlage der Arbeitsstelle in Schwäbisch Gmünd. Dieses Restaurierungsverfahren vermag die einstige Oberfläche der korrodierten Eisengegenstände weitgehend schonend zum Vorschein zu bringen.

Die Ergebnisse all dieser Restaurierungsmaßnahmen sind in vielerlei Hinsicht interessant und für die Wissenschaft von außerordentlicher Bedeutung. Zum einen zeigte sich, daß die Bronzegefäße alle mehr oder weniger abgenutzt waren und wohl repariert oder umgearbeitet werden sollten. Einige Gefäße waren bereits antik ausgebessert worden. Nach Ausweis der Röntgenaufnahmen hatte man über Risse in der Wandung kleine Bronzeplättchen angenietet. Andere Stücke waren noch besser intakt und sollten vielleicht auf ähnliche Weise repariert werden.

Wichtig ist die Beobachtung, daß die meisten Kannen und Krüge mit Henkeln ausgestattet sind, die erst nachträglich, sekundär aufgesetzt worden waren. In einigen Fällen passen sie zwar typologisch zum Gefäß, Lötspuren zeigen allerdings, daß hier ursprünglich eine andere Handhabe befestigt gewesen sein muß. Manche Behältnisse besitzen einen Henkel, der ursprünglich zu einem völlig anderen Gefäß gehörte und anschei-

nend nur weiter verwendet wurde, weil er einigermaßen paßte. Daß er wirklich nicht zum ursprünglichen Ensemble gehörte, zeigen – neben der Typologie – auch offensichtliche Spalte und Lücken, die dem Betrachter nicht entgehen können.

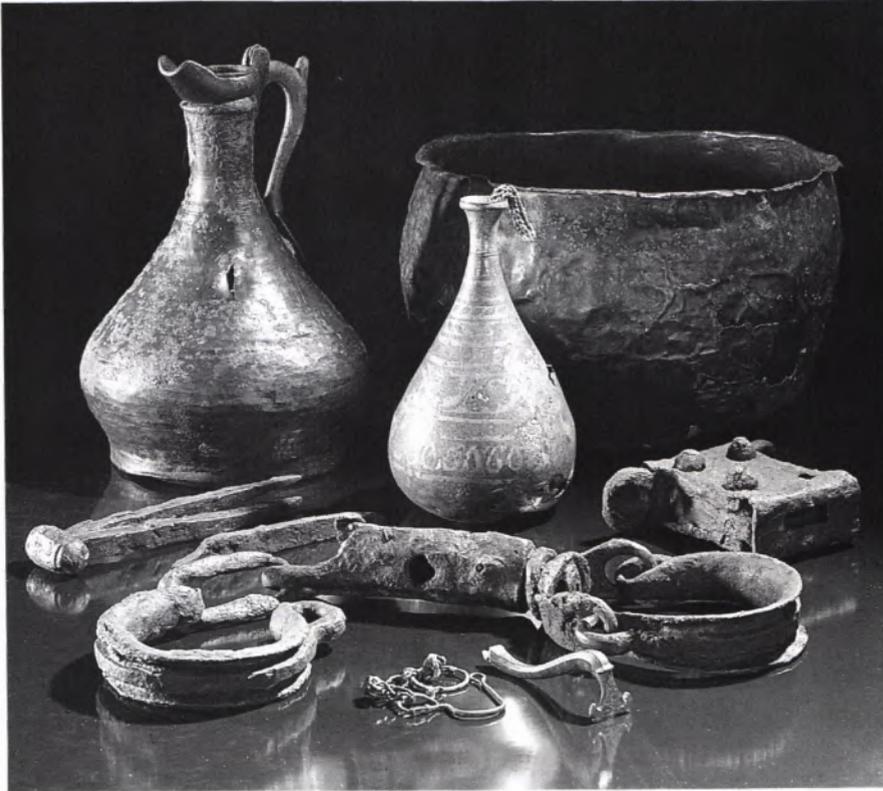
Getriebene Bronzegefäße wurden naturgemäß mit der Zeit reparaturbedürftig, besonders am empfindlichen Wandungsknick. Es versteht sich von selbst, daß die massiv gegossenen, oftmals reich verzierten Henkel eine weitaus längere Lebensdauer hatten und so mehrfach verwendet wurden. Der Heidenheimer Schmiedefund steht in dieser Hinsicht mit Sicherheit nicht alleine da. Es wird zu überprüfen sein, ob die aufgefundenen Gefäße tatsächlich von Beginn an so ausgestattet waren oder ob sie nachträglich mit anderen Accessoires versehen wurden.

Die Gefäße in ihrer großen Formenvielfalt zählten teilweise einst zum Tafelgeschirr; einige waren auch in der Küche in Gebrauch. Kannen und Krüge enthielten entweder Getränke oder dienten zusammen mit einer Griffschale als Waschgeschirr bei Tisch. Zwei Kessel wurden zum Kochen eingesetzt; ein kleiner und ein großer Eimer waren wohl multifunktional.

Im Umfeld der Fundstelle lag eine massive bronzene Zierscheibe mit Bacchusdarstellung im Zentrum und durchbrochener Randzone. Wahrscheinlich gehörte sie zum Pferdegeschirr. Weiter wurde ein kleiner, gebogener, mit Maske dekorierter Griff einer Bronzelampe geborgen. Ihr Zusammenhang mit dem Bronzefund liegt auf der Hand.

Einige Gefäße haben Parallelen im bereits genannten Depot von Rainaubuch. Dies gilt für die Kessel, die verzierte Kleeblattkanne und besonders für ein kleines kugelbauchiges Behältnis mit Drehverschluß, das eine luftdichte Aufbewahrung ermöglichte und wahrscheinlich als Flakon für wohlriechende Essenzen genutzt wurde.

Eine ähnliche Funktion dürfte ein enghalsiger, birnenförmiger Krug gehabt haben, der deutliches Licht auf den hohen technischen Standard und das künstlerische Geschick römischer Toreuten wirft. Auffällig ist seine flächig eingekerbte Zier mit Blatt- und Blütenmotiven. Wahrscheinlich war eine hauchdünne Weißmetallschicht (Zinn) aufgebracht worden, um dann die Motive einzukerben und den Überzug entsprechend stellenweise wieder zu entfernen. Die goldfarbe-



■ 9 Zusammenstellung ausgewählter Stücke des Sammelfundes. Im Vordergrund eine der Fußfesseln.

nen Motive auf silbernem Hintergrund müssen eine eindrucksvolle Wirkung besessen haben. Vergleichbare Stücke sind mir bislang noch nicht bekannt geworden.

Auch die Restaurierung der Eisensfunde erbrachte interessante Resultate. Zum einen lassen sich Werkzeuge aussondern, die von Handwerkern, z. B. Schmieden, verwendet wurden, wie eine nahezu vollständige Blechschere oder ein massiver Stechzirkel. Der Holzbearbeitung diente ein kleiner Stechbeitel. Ein sog. Dorn steht wohl wieder eher mit der Metallverarbeitung in Verbindung. Ein sehr schweres trapezoides Eisenteil – beide Enden sind abgebrochen – ist am ehesten als Rohmaterialbarren zu deuten.

Zum anderen fanden sich zwei offensichtlich identische Fußschellen, eine davon fast vollständig, und eine weitere gut erhaltene Fußfessel, die allerdings zu einem anderen Typus gehört. Solche Zeugnisse menschlichen Schicksals konnten auch schon mehrfach in römischen Sammelfunden nachgewiesen werden. Es hat den Anschein, als wären die Heidenheimer Fesseln aufgebrochen worden. Pendants aus napoleonischer Zeit sind sehr ähnlich gestaltet und demonstrieren, wie lange bewährte Formen und Konstruktionen beibehalten wurden. Diese Beobachtung gilt auch in ganz besonderem Maß für die Werkzeuge.

Dieser Sammelfund legt es nahe, hier im Heidenheimer Vicus mehrere Schmieden zu lokalisieren, die Bronze und Eisen weiterverarbeiten konnten. Die fünf großen, 1992 in der Grabung Ploucquetstraße freigelegten Öfen wurden sicherlich gewerblich genutzt. Darüber hinaus verspricht der Fund verlässliche neue Informationen über Technologie und Typologie der einzelnen Gegenstände. Wünschenswert wären konkrete Hinweise auf die antiken Produktionsstätten. Wir dürfen davon ausgehen, daß es sich bei den meisten Metallgefäßen aus Depot- und Sammelfunden, die besonders in der römischen Provinz Raetien häufig sind, nicht mehr um Fernhandelsware aus Italien oder Gallien, sondern um einheimische Produkte handelt.

Ein wichtiger Schritt, dieser Werkstattfrage näherzukommen, stellen Metallanalysen dar, wie sie für den kürzlich publizierten Weißenburger Schatzfund vorliegen. Es ist durchaus vorstellbar, daß beispielsweise Heidenheim und Rainau-Buch von ein und derselben Werkstatt beliefert wurden. Beide Komplexe datieren in das 3. Jahrhundert und wurden nicht weit voneinander entfernt entdeckt. Auf die typologische Verwandtschaft einiger Gefäße wurde bereits verwiesen.

Die beiden Eimer aus Heidenheim mit den charakteristischen Dreiecksfaschen finden sich identisch im



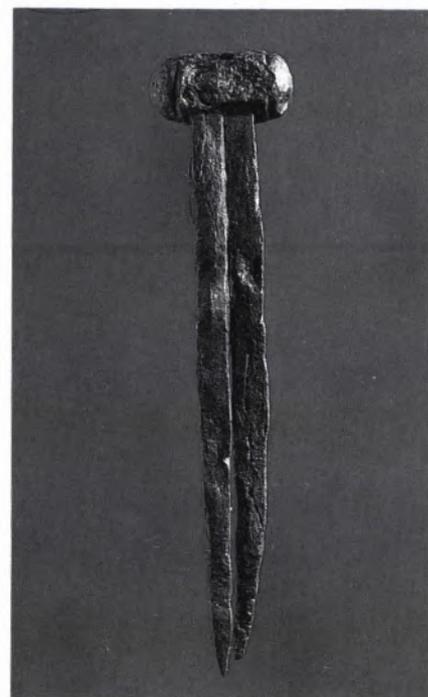
■ 10 Krug mit Zinnplattierung, Detail der Verzierung.

Weißenburger Hort. Es bleibt abzuwarten, ob die Legierungszusammensetzungen ähnlich gut vergleichbar sind. Längerfristig ist es wünschenswert, besonders die Bronzen aus Augsburg, der Hauptstadt Raetiens, und seiner Umgebung analytisch auswerten zu können. Hier kamen Gefäße zutage, deren Formen und Verzierungen durchaus Verwandtschaft zu den Heidenheimer Stücken zeigen. Man wird davon ausgehen dürfen, daß im Umfeld der Provinzmetropole Produktionsstätten angesiedelt waren, die den benachbarten westraetischen Raum, und so auch Heidenheim, belieferten.

Sollten die Analysen der Heidenheimer und Rainau-Bucher Bronzen auch derzeit mangels einer größeren Probenserie noch nicht zu den erwarteten Ergebnissen führen, werden sie sicherlich eine Gruppeneinteilung der verarbeiteten Metallegierungen erlauben, die wiederum die Vielfalt technischer Möglichkeiten und ihren Einsatz in römischer Zeit vor Augen führen. So wird der Heidenheimer „Schmiedefund“ zum Ausgangspunkt für eine moderne, analytische Untersuchung der römischen toreutischen Funde in Baden-Württemberg.

Literatur:

H. J. Kellner u. G. Zahlhaas, Der Römische Tempelschatz von Weißenburg i. Bay. (Mainz 1993).
D. Planck, Brunnenfunde aus dem römi-



■ 12 Stechzirkel aus Eisen.

schen Kastellort bei Buch, Gemeinde Rainau, Ostalbkreis. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 8, 1979, 115ff.
B. Rabold, Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1992 (Stuttgart 1993) 144ff. (mit älterer Literatur)

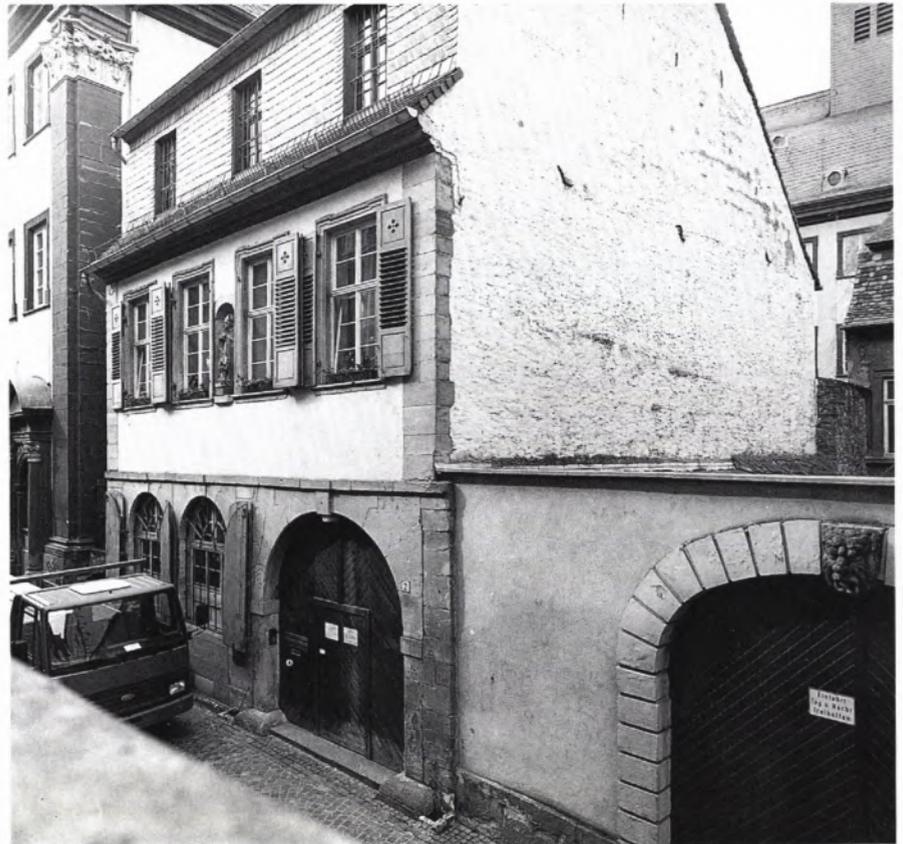
Dr. Britta Rabold
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart



■ 11 Bronzene Zierscheibe mit Erotendarstellung.

Der Heidelberger Universitätskarzer, ein besonderes Kulturdenkmal

Peter Schubart



■ 1 Heidelberg, Straßenansicht. Augustinergasse 2 mit alter Uni. Karzerräume im Dachgeschoß, im 1. Obergeschoß ehem. Senatszimmer, dann Pedellenwohnung.

In Heidelberg hat sich in einem Barockhaus neben der Alten Universität einer der wenigen nicht zerstörten Studentekarzer erhalten, mit studentischen Malereien und Sprüchen an Wänden und Decken und fast vollständiger Karzer-Einrichtung. Als Zeugnis einer versunkenen Welt verdient der Karzer die Fürsorge der Denkmalpflege. Sie ist nötig, auch in Anbetracht der zahlreichen Besucher, die sich in den Sommermonaten durch die Räume drängen mit allen nachteiligen Folgen für die Erhaltung der recht empfindlichen „Kunstwerke“.

Für etwa Mitte des 16. Jahrhunderts ist der erste, auf Befehl des Kurfürsten eingerichtete, Karzer bezeugt. Er besteht nicht mehr. Erhalten blieben jedoch drei niedrige und enge Karzerräume unter einem Treppenpo-

dest der Alten Universität (1712–1728) im Erdgeschoß des Gebäudes. Die Räume sind durch eine stabile Holztür des 18. Jahrhunderts verschlossen und ebenfalls an Decken und Wänden mit Namen, Malereien und Daten versehen.

In diesem älteren Karzer eingesperrt zu werden, war noch eine wirkliche Strafe: So hieß es 1775 in einem Gutachten „... deren Herren Medicorum, daß kein Academicus ohne nachtheil der gesundheit in die dermahlen vorhandenen drey Carceres weder pro Custodia noch pro poena gebracht werden könne, weil der orth allzu feucht und kalt ist.“

Eine Verbesserung wurde angestrebt, die Verwirklichung dauerte jedoch bis 1786, als es gelungen war, ein 1736 erbautes Wohnhaus neben der Alten

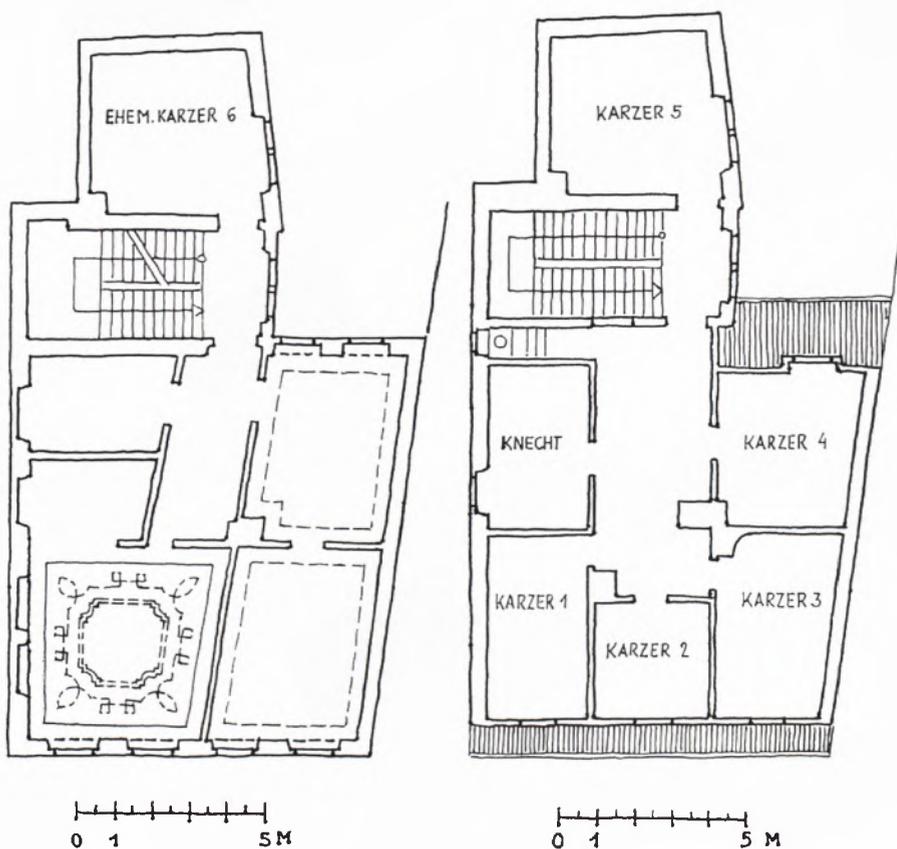
Universität, heute Augustinergasse 2, für die Universität zu erwerben und hier im Anbau einen neuen Karzer einzurichten: „Der Carcer pro Custodia im 2. Stock soll mit eisernen Stangen vergremst, das Fenster halb zugemauert werden.“ Im Erdgeschoß des Haupthauses erhielt der Universitäts-Pedell eine Wohnung, der auch für die „Carcerirten“ zu sorgen und die Miete zu kassieren hatte, im Obergeschoß ist im schönsten Raum des Hauses mit Stuckdecke von 1736 das „Winter-Senat-Zimmer“ oder auch kleine Senatzimmer untergebracht. Zwischen Alter Universität und diesem Pedellenhaus wurde ein Verbindungsgang gebaut, der in veränderter Form noch besteht. Die Raumaufteilung des frühen 18. Jahrhunderts blieb im Erdgeschoß und Obergeschoß im wesentlichen bis heute erhalten.

Die in einem Plan von 1804 dargestellten zwei Karzerräume im Erdgeschoß und 1. Obergeschoß des Anbaus reichten in den folgenden Jahren nicht mehr aus, Erweiterungen wurden geplant, aber wohl aus Kostengründen immer wieder verworfen, bis 1823 ein Ausbau des Dachgeschosses mit vier zusätzlichen Karzerräumen und einem Hausknechtsraum auf Kosten der Universitätskasse erfolgte. Die straßenseitige Satteldachhälfte wurde angehoben und ein 2. Obergeschoß mit senkrechter, heute verschiefelter Fachwerk-Außenwand

unter Beibehaltung des barocken Traufgesimses errichtet.

1885/86 fand der letzte größere Umbau statt mit Abriß des alten Holztreppehauses und mit feuersicherem Ersatz durch eine steinerne zweiläufige Treppe mit Sandsteinstufen, Holzhandlauf und gußeisernen Brüstungsstäben. Einzelne Türen wurden erneuert und der Anbau aufgestockt, so daß nun insgesamt sechs Karzerräume in den Obergeschossen, jeweils mit Doppelbelegung, zur Verfügung standen, dazu die Kammer für den Hausknecht.

Rücksichtsvoll ging man schon 1885 mit den studentischen Malereien um: Um ihren Bestand nicht zu gefährden, wurde gefordert, daß ein neuer Kamin innerhalb des vorhandenen Schachtes unterzubringen sei, so daß kein Wandstück mit Malereien angetastet werden mußte. Auch die alten Karzerräume wurden nicht wesentlich verändert. Die vier Disziplinkarzer und die Kammer für den Hausknecht liegen um einen gemeinsamen Flur, rechts neben dem Zugang vom Treppenhaus befindet sich der „Thronsaal“, das Klosett. In den Räumen stehen je zwei Betten, meist Eisengestelle mit Rollen, in einem Raum auch zwei, wohl ältere Holzpritschen, je zwei Stühle mit Rückenbrett, ein Tisch und je ein gußeiserner, verzierter Ofen. Allein die Öfen mit ihren verschiedenen



■ 2 Augustinergasse 2; rechts 1. Obergeschoß (mit Stuckdecke 1736); ganz rechts Dachgeschoß (Karzer).



■ 3 Karzer, Dame im Treppenhaus.

Blattwerk- und Zopf-Ornamenten zeigen sich als Mustersammlung zeitbedingter Ofenkunst.

Offenbar sind in den bereits vorhandenen Räumen die Einrichtungsgegenstände bis auf die Eisenbetten 1886 nicht erneuert worden, auch die Türen und Fenster stammen mit Ausnahmen noch vom ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Es fehlen zur Vervollständigung der ehemaligen Einrichtung nur noch die Matratzen und die als Anschaffung 1885 für zwei neue Plätze erwähnten Nachttöpfe und Spucknapfe.

Die inhaftierten Studenten konnten sich, zumindest in späterer Zeit, gegenseitig besuchen, auch durften sie zu Vorlesungen gehen und sich Essen, allerdings keinen Alkohol, aus Gastwirtschaften holen lassen. Und geduldet wurde offensichtlich auch das Beschriften und Bemalen von Wänden und Decken. Wie man sieht, wurde man sogar im Treppenhaus tätig. Entsprechend offen und selbstbewußt sind die Inschriften und Malereien. Schlecht kommt dabei natürlich der Universitätsamtman weg. So steht beispielsweise über der Eingangstür zum Karzer-Flur:

„Amtmann, Amtmann höde Di!
Fange wi Di, so hange wi Di!“

Und etwas einsichtiger:

„NICHTS IST SO FEIN
GESPONNEN!
DER AMTMANN BRINGT ES
AN DIE SONNEN!
UND IST ES AN DER SONNEN:
SO WIRD MAN EINGESPONNEN
Hans Kienitz
16.-23. II. 1903“

Die Insassen haben sich mit Namen, Wappen oder Zirkel, vielfach mit schwarzer Silhouette mit Kerzenruß, teils auch mit bunten Farben verewigt. Ebenso sind meist das Datum und die Haftdauer angegeben, vereinzelt auch der Haftgrund. Dichterische, bombastische und schlichte Verse sind zu entdecken, etwa:

„DIE DAMEN GELIEBT,
MANCH LIEDLEIN GESUNGEN
POLYPEN GEFOPPT
DEN SÄBEL GESCHWUNGEN
IN KARZER GEFLOGEN
EH ICHS GEDACHT
DA HAB ICH DIE LUSTIGSTEN
TAGE VERBRACHT
KURT SEYBERTH“



■ 4 Engel im Treppenhaus.



■ 5 Student (mit roter Nase), Flur.

„Auf dem Carcer lebt sichs herrlich,
Auf dem Carcer lebt sichs schön
O wie schmerzt mich's, ach ich soll
schon
Aus dem lieben Carcer geh'n!
Hätt ich doch statt 5 Laternen
25 ausgemacht
Hätte dann statt 2 der Tage
Zehne mal hier zugebracht
den 18ten Juni 1880 Georg Cuny“

Im Treppenhaus
„An den Karzer
Oft zwar bist du gefeiert in schwung-
voller Weise im Liede
Doch in der Realität hast Du es nim-
mer verdient.
Säßen doch alle die Dichter vierzehn
Tage nur hier
Trocken würde die Ader so man poe-
tische nennt
3.-16. August 1891
H. Schaffner“

Die früheste bisher entdeckte Jahres-
zahl mit 1865 steht auf der Wand des
Raumes 3: „3 Tage, R.v. Lachmann,
9.-12. VII. 65“, ein Tisch trägt die ein-
geschnitzte Jahreszahl „1868“, ein
Stuhl „1860“. Auf einer Tür befindet
sich die Jahreszahl 1827. Die Türen
sind teilweise mit Reihen von ger-
ahmten und inzwischen vergilbten
Studentenphotos beklebt.

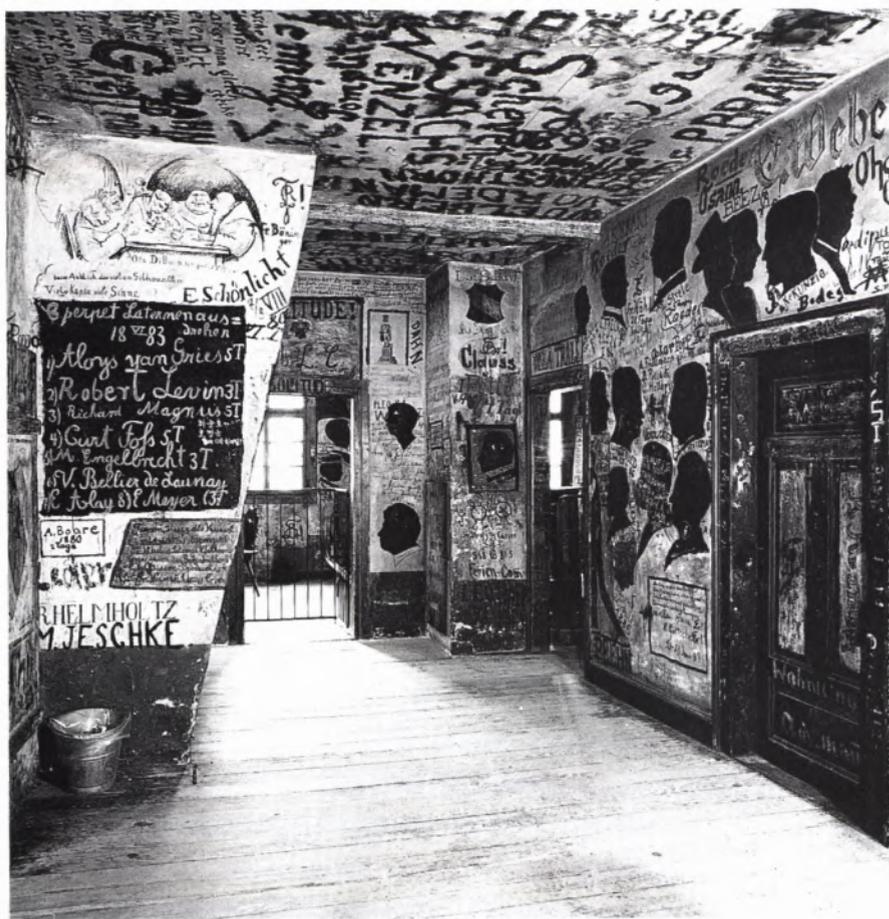
Spätestens 1914 endete das Karzer-
Leben in Heidelberg, das längst nicht
mehr so recht ernst genommen
wurde. 1907 wurde auf einer Bun-
desversammlung in Ulm erörtert, in-
wieweit Karzerstrafen sinnvoll seien,
„... weil die Frage des Kollegienbesu-
ches ... Schwierigkeiten bereite, an-
dererseits der Karzer nicht nur bei
Massendelikten in Folge der Raumbes-
chränktheit gänzlich versage, son-
dern überhaupt als eine oft verhöhnte
und ins Burleske gezogene, daher zu
Strafzwecken wenig geeignete Ein-
richtung sich darstelle“ (Zitiert nach
Riedl „Die Gebäude der Universität
Heidelberg“ S. 75).

Die Universität Heidelberg war seit
1803 entsprechend dem 13. Orga-
nisationsedikt des Landes Baden
Landesbehörde, der badische Groß-
herzog wurde „Rector Magnificenti-
simus“. Die Universität verlor ihre Pri-
vilegien, wurde aber nun voll vom
Staat finanziert und konnte ihre in-
neren Angelegenheiten noch selbst
regeln, also auch die disziplinarrecht-
lichen Verfahren. Die volle akademi-
sche Gerichtsbarkeit wurde dann im
Deutschen Reich 1879 abgeschafft.

Die Karzerräume in Heidelberg wer-
den von den Heidelberg-Gästen gern
besucht. 1992 kamen allein 23 000



■ 6 Blick in Raum 5 (1885).



■ 7 Flur im Dachgeschoß.



■ 8 Raum 4 mit Gitter.



■ 9 Raum 4 mit Ofen (1823).

Die Malereien wurden wiederum konserviert, gereinigt und einretuschiert, ohne Verwendung von modernen Bindemitteln, mit Most und mit Zelluloseleim als Festiger. Für die Silhouetten wurde Kerzenruß und Rebschwarz genommen.

Es war gewiß nicht die letzte kurzfristige Restaurierung dieser Räume, so daß schon vorgeschlagen wurde, mit einem Restaurator einen Dauervertrag abzuschließen zur regelmäßigen, etwa halbjährlichen Kontrolle aller Karzerräume mit Behebung der Schäden sowie Entfernung der Kritzeleien.

Der Drang des Menschen, sich an geeigneten und ungeeigneten Stellen mit Namen oder einem Spruch zu verewigen, wird nicht aussterben. Wir freuen uns heute an den vor etwa hundert Jahren entstandenen ineinander und übereinander gesetzten Namen, Köpfen, Versen, Daten, Bildern.

Deren mögliche Bedeutung als Botschaft an eine spätere Zeit ahnte ein „Carceriter“, als er schrieb:

„Die künstlerischen Produkte werden dem Schutze des Publikums empfohlen.“

Und darunter:

„Seh ich hier die Wände an
Denke ich beruhigt doch:
Ist der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.“

Literatur:

- P. A. Riedl, „Die Gebäude der Universität Heidelberg“, Heidelberg 1987 (Sabine Juschka „Das Karzergebäude“).
- F. Hirsch, „Von den Universitätsgebäuden in Heidelberg“, Heidelberg 1903.
- P. Classen, E. Wolgast, „Kleine Geschichten der Universität Heidelberg“, Heidelberg 1988.

Dipl.-Ing. Peter Schubart
Albert-Schweitzer-Straße 8
76337 Waldbronn

Personen, davon waren ein Großteil Japaner und Koreaner. Leider kratzten einige Besucher immer wieder Putzteile ab, um sie als Souvenir mitzunehmen, andere verewigten sich mit Kritzeleien an den Wänden – auch fernöstliche Schriftzeichen fehlen nicht. Die Malereien und Inschriften sind so immer wieder gefährdet, zumal sie auf einem nicht sehr stabilen Putz, teilweise über älteren Malschichten angebracht sind und das Holz des Fachwerks und des Dachstuhls arbeitet und die Putzschichten lockert. Im Zusammenwirken mit den keineswegs für die Ewigkeit berechneten Malmitteln folgt, daß regelmäßige Erhaltungs- und Restaurierungsarbeiten nötig sind.

1958 wurden erstmals nach dem 2. Weltkrieg Untersuchungen durch einen Restaurator durchgeführt, der auch Wandteile im Raum 1 abnahm und darunterliegende Malschichten freilegte. Photos wurden angefertigt und die Schäden dokumentiert.

10 Jahre später, 1968, fand dann eine umfassende Instandsetzung und Renovierung in Regie des Universitätsbauamtes statt mit Zimmermannsarbeiten im Dachbereich, wobei eine Beeinträchtigung der Decke mit ihren Rußinschriften nicht ganz vermieden werden konnte. Das Dach wurde mit Biberschwanzziegeln neu gedeckt,

die Fassaden erhielten einen neuen Anstrich und die barocke Fassadenfigur des hl. Augustinus wurde restauriert und entsprechend Erstbefund neu gefaßt. Vor allem wurden die Karzermalereien und Inschriften behandelt, Putz und Risse ausgebessert, kleinere Fehlstellen ausretuschiert und neuere Kritzeleien entfernt. Größere Fehlstellen blieben frei.

Schon 10 Jahre später wurden erneute Schäden beklagt, da die Besucherzahlen weiterhin gestiegen waren, und durch den schubweisen Massenandrang eine Aufsicht in den sechs Karzerräumen kaum durchführbar war. Deshalb wurde 1983/84, anlässlich der nächsten Karzerrestaurierung, veranlaßt, daß durch U-förmige, in die Türöffnungen eingehängte brüstungshohe Gitter der direkte Zugang zu den Arresträumen verwehrt wird, und die Wände in diesen Räumen damit vor Besuchern geschützt sind. Vom etwa 60cm in den Raum reichenden Gitter aus ist die „Zelle“ durchaus zu übersehen, das Gitter stört relativ wenig. Erwogen wurde auch, die Malereien zum Schutz durch Glasscheiben abzudecken, aber wegen Störung des Gesamtbildes hatte man diese Lösung verworfen. Aus gleichem Grund wurde als Beleuchtung der dunklen Räume und des Flures nur ein einfacher, unauffällig angebrachter Strahler montiert.

„Ist die Form gut, dann darf sie sich zeigen“*

Der Einfluß des Heimatschutzes
auf die Gestaltung von Transformatorenhäuschen

Gitta Reinhardt-Fehrenbach



■ 1 Den üblichen „Turmstationen“ ähnlich war diese, heute durch einen Neubau ersetzte Wellblech-Transformatorstation in Bleichheim.

„Die zunehmende Versorgung der Städte und Landgemeinden mit elektrischer Energie hat die Erstellung von größeren Werken, die Durchquerung des badischen Landes mit Leitungen und das Aufstellen von Transformatorenhäusern und ähnlichen Kleinbauten an vielen Stellen zur Folge. Damit werden Bestrebungen der Pflege der Bauschönheit, der Erhaltung der Schönheiten der Heimat und der Förderung der Heimatkunst neue Aufgaben gestellt, die sich im wesentlichen auf die Vervollkommnung der neuesten Werke der Ingenieurtechnik auch in schönheitlicher Hinsicht richten, auf die Stellung und Ausbildung der die Energie erzeugenden Anlagen, die Wahl des Weges der Leitungsstrecken in der Natur, die Stellung der Masten und Transformatorenhäuser und auf die äußere Erscheinung die-

ser Einzelbestandteile“ (Staatsarchiv Freiburg, LRA Müllheim, Zugang 1977/29, Paket 196, 2513). Dieser Briefausschnitt des Großherzoglichen Badischen Ministeriums des Innern an die Großherzoglichen Bezirksämter im Dezember 1914 führt deutlich vor Augen, daß sich bei der Gestaltung von Anlagen für die in immer mehr Lebensbereiche eindringende Kraft „Elektrizität“ neue Aufgaben stellten. Das von uns heute kaum mehr wahrgenommene Netz von Stromleitungen, deren Trassen unsere Landschaft immer dichter überziehen, war damals erst im Entstehen begriffen. Zwischen 1900 und 1920 fand allmählich

*Aus: H. Schwenkel: Die Verdrattung unserer Landschaft, in: Schwäbisches Heimatbuch, 1927, S. 106.

der Übergang von kleinen, nur die nähere Umgebung versorgenden Elektrizitätswerken zu den großen Überlandwerken statt, die auch weit entfernte Räume versorgen konnten. Die oben beschriebene „Verdrahtung der Landschaft“ ließ zahlreiche neuartige Anlagen und Bauten entstehen. Beim Blättern in zeitgenössischen elektrotechnischen Zeitschriften fällt auf, daß sich besonders der Heimatschutz über Form und Baugestalt dieser elektrischen Anlagen Gedanken machte. Der Einfluß, den der Heimatschutz auf die Gestaltung eines Teils dieser Anlagen, nämlich genauer auf die Transformatorstationen hatte, soll im folgenden betrachtet werden.

Am 30. März 1904 wurde in Dresden der „Bund Heimatschutz“ gegründet. Hauptinitiator war der Musikprofessor Ernst Rudorff; die Gründungsversammlung fand in Anwesenheit zahlreicher Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Verwaltung und Kunst statt. Zur Veranschaulichung seien hier nur P. Rossegger, H. Thoma, K. Lamprecht, Th. Fischer und P. Clemen erwähnt. Hatte sich der Bund im Anfang seiner Tätigkeit dem Schutz des „Überkommenen“, vor allem in Natur, Kunst und Volkskunst, verpflichtet gefühlt, weitete sich sein Aufgabenbereich bald zur Mitgestaltung des „Gegenwärtigen“ aus. Ja, man kann feststellen, daß der „Bund für Heimatschutz“, beziehungsweise die jeweiligen Landesverbände, zunehmend als kompetente Ansprechpartner der politisch Verantwortlichen in Gestaltungsfragen zugezogen wurden. Erster Vorsitzender des „Bund Heimatschutz“ war der Architekt Paul Schultze-Naumburg, der zu dem uns beschäftigenden Thema folgendes ausführte: „Noch eine Erscheinung bringt die Elektrisierung des Landes mit sich: die zahlreichen kleinen Umformer-Stationen, die in Gestalt kleinerer und größerer Häuschen überall aufgestellt werden und die bisher immer unnötig häßlich waren“ (P. Schultze-Naumburg: Kulturarbeiten Band I–III, München 1928, Dritter Band, S. 16).

Die sich u. a. in diesen Umformer-Stationen befindenden Transformatoren werden bei der Übertragung elektrischer Energie gebraucht, um Strom auf die jeweils benötigte Spannung zu bringen. Erst mit der Entwicklung des ersten leistungsfähigen Transformators durch Ingenieure der Firma Ganz in Budapest 1885 und der Erkenntnis, daß hochgespannte elektrische Energie sich ohne große Verluste über weite Strecken transportieren läßt – ein Phänomen, das durch die gelungene Drehstromübertragung von Lauffen am Neckar nach Frankfurt am Main anlässlich der Elektrotechni-

schen Ausstellung 1891 augenfällig geworden war – waren die Voraussetzungen für eine lückenlose Elektrizitätsversorgung des Landes gegeben. Hochgespannter, damit vom Ort der Erzeugung zum Ort des Verbrauchs transportfähiger, elektrischer Strom muß in Strom von Gebrauchsspannung verwandelt werden, damit der Endverbraucher diese Energie für sich nutzen kann. Neben den Transformatoren in Stadt, Dorf und auf dem Land finden sich Umwandlerstationen bei verschiedensten Einrichtungen, so auch in Kraftwerken oder bei Industriebetrieben. Diese in größere Werke integrierten Stationen sollen hier nicht weiter behandelt werden. Genausowenig soll hier auf Transformatorstationen eingegangen werden, deren Zu- und Ableitung durch Kabel erfolgt.

Schon in den Jahren um den Ersten Weltkrieg gab es folgende Typen von freistehenden Transformatorstationen: den jeweiligen Bedürfnissen entsprechende, gemauerte Stationen; aus Fertigteilen zusammengesetzte Stationen, auch Fertigstationen genannt; Umwandler, die aus Wellblech oder Blechplatten hergestellt waren, und Maststationen, das heißt Transformatoren, die unverkleidet auf Holz- oder Eisenmasten befestigt waren. Besonders intensiv beschäftigte sich der Heimatschutz mit den beiden ersten Bautypen. Eindeutig war seine Position in bezug auf die zuletzt erwähnten Blech- und Maststationen, lehnte er diese doch fast durchweg ab. „Einen Wellblechturm ... müßte man an jedem Orte ablehnen, da Wellblech stets den Eindruck des Beheftsmäßigen und Vorläufigen macht und sich weder mit der Landschaft noch mit Bauwerken verbindet. In der Nachbarschaft von Industriebauten, Schienen, eisernen Trägern usw. wäre das Bauwerk noch zu ertragen. Richtig am Platz wäre es neben den Wellblechbaracken einer Urwaldsiedlung in Brasilien (H. Schwenkel, a. a. O., S. 104).

Zur Veranschaulichung dieser heute kaum mehr anzutreffenden Transformatorstationen seien zwei Blechstationen aus dem Bereich der ehemaligen Überlandzentrale Oberhausen bei Herbolzheim vorgestellt. Die erste, inzwischen abgerissene Station wurde von einer heimischen Firma hergestellt und entspricht in ihrem äußeren Erscheinungsbild einer Turmstation (Abb. 1). Die zweite entspricht eher einem Blechschuppen mit Aufbau (Abb. 2). Als Schuppen wurde dieser Bautyp nach der Außerbetriebnahme in den 50er Jahren des öfteren genutzt. Zu Maststationen sei der Bayerische Heimatschutz

aus dem Jahre 1914 zitiert: „Sehr unangenehm können sich im Landschafts- oder Ortsbild die Masttransformatoren geltend machen. Diese ziemlich umfangreichen Objekte wirken sehr aufdringlich. Es muß unbedingt darauf geachtet werden, ihnen, wo immer möglich, durch eine mehr oder minder weitgehende Verschalung eine geschlossene Form zu geben, wobei keineswegs der Zweck des Transformators verdeckt werden soll“ (A. Blößner: Über Heimatschutz bei elektrischen Leitungsanlagen, in: Bayr. Heimatschutz, 12, 1914, 63).

Fertigstationen sind, wie der Name schon sagt, Transformatorstationen, die aus vorgefertigten Teilen zusammengesetzt werden. Im Bereich Südbaden waren die Firmen Bartels/Thüringen, Greschbach/Herbolzheim und AEG die Hauptlieferanten für diese Stationen, die sich in ihrer Konstruktion funktionsgemäß sehr ähnelten. Zwischen vier durch Anker verbundenen Eckständern – aus Eisen oder Beton – werden vorgefertigte Platten eingelassen. Den oberen und unteren Abschluß bildet ein solider Eisenrahmen. Der kleine Dachstuhl wird ebenfalls in Eisen gefertigt und mit Ziegeln gedeckt. Das Aufkommen der Fertigstationen kann im Zusammenhang mit Bemühungen um Normierung und Serienfertigung im Bauwesen gesehen werden, hängt aber wohl auch mit der Wirtschaftskrise nach dem Ersten Weltkrieg zusammen. „In Zeiten großer Teuerung sind ... die Kosten massiv gebauter Stationen unverhältnismäßig hoch; man ist deshalb zu Leichtbausysteme

■ 2 Blechstationen dieser Bauart sind als Geräte- oder Gartenschuppen noch einzeln auf uns gekommen. Die hier abgebildete Doppelstation steht im Ortenaukreis und stammt aus der Zeit um den Ersten Weltkrieg.



men übergegangen, die als vollwertiger Ersatz ... anzusehen sind“, schreibt Klingenberg in seinem, in den 20er Jahren als Standardwerk geltenden Buch: „Bau großer Elektrizitätswerke“ (G. Klingenberg: Bau großer Elektrizitätswerke, Berlin 1924, S. 257). Daß der Heimatschutz diesen Stationen kritisch gegenüber stand, belegt eine Mitteilung des Elektrizitätswerkes Offenbach/Main im Jahre 1919 an die Vereinigung der Elektrizitätswerke. „Seitens des Heimatschutzes wird allerdings gegen die Verwendung der Gebäude Widerspruch erhoben. Die Kreisbauinspektion wie auch das Ministerium des Innern bezeichnen den ganzen Typus der Gebäude in Form und Material als unschön und seine Wirkung auf das Orts- und Landschaftsbild störend. Nach dem Gutachten des Kreisbauinspektors wirken in den Einzelheiten besonders die hochgehenden dünnen Eisenarmierungen an den Ecken, die Gesamtwandflächenbehandlung und die eisernen Umrahmungen der Dachflächen äußerst mißständig und lassen jedes architektonische Gefühl vermissen.“ (Mitteilungen der Vereinigung der Elektrizitätswerke, Jahrg. 18, 1919, S. 107). Deutlich wird vom Elektrizitätsunternehmen der Preisunterschied zwischen einer gemauerten Station 3000–4000 M und einer solchen Fertigstation – 1300–1600 M – hervorgehoben. Ein Aspekt, der auch dem Heimatschutz keineswegs fremd war: „Diese (der Heimatschutz und seine Vertreter) behalten – das ist freilich selbstverständlich, soll aber besonders betont werden – stets im Auge, daß bei Durchführung der Forderungen des Heimatschutzes überall die praktischen Interessen beachtet bleiben müssen und daß erhebliche Mehrkosten zu vermeiden sind“ (A. Blößner, a. a. O., S. 62). Zusätzliches Verputzen der Wandflächen und Änderungen des Dachaufbaus konnten in der Folgezeit auch für den Heimatschutz akzeptable Lösungen bei der Gestaltung von Fertigstationen darstellen: Lösungen, die es heute schwer machen, allein vom äußeren Erscheinungsbild eine Fertigstation aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen von einer im gleichen Zeitraum aufgemauerten Station zu unterscheiden (Abb. 3).

Am häufigsten richteten sich die Vorstellungen des Heimatschutzes gegen die geplante Gestaltung und die Standorte von gemauerten Transformatorstationen. Diese Turmstationen entsprachen dem Idealbild des freistehenden Transformators. Innerhalb des Ortskernes sollte – nach Vorstellung des „Bundes für Heimatschutz“ – der Transformator nicht in Konkurrenz zu bereits bestehenden



■ 3 Nur der hervortretende Eisenrahmen läßt erkennen, daß es sich bei dieser Station aus dem Jahr 1930 um ein Gebäude in Fertigbauweise handelt.



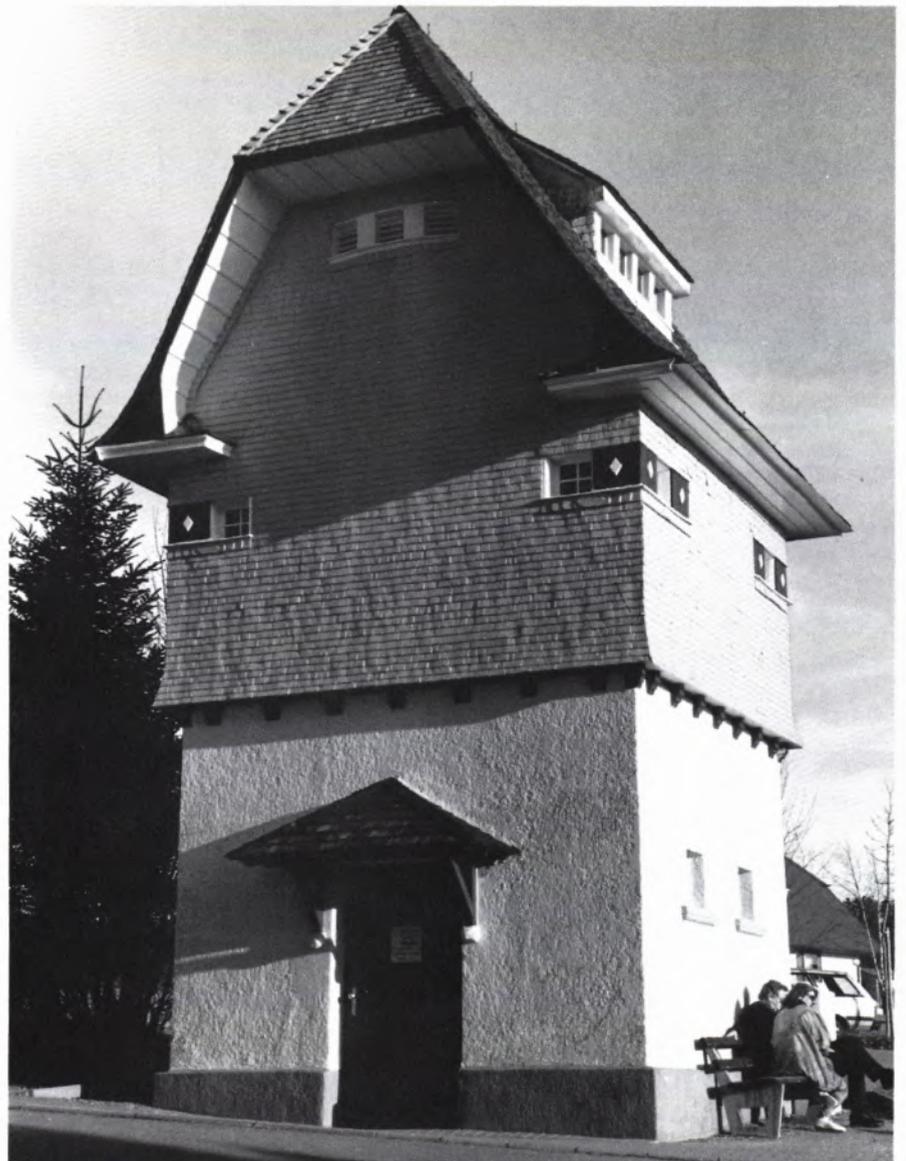
■ 4 Eine der ersten großen Stromtrassen verlief zwischen Mulhouse/Frankreich und Freiburg i. Br. Die hier abgebildete gemauerte Station aus dem Jahre 1914 gehört zur „Erstausrüstung“ dieser Leitung.



■ 5 Rücksicht auf die sie umgebende Bebauung nimmt die 1926 in Rust errichtete Transformatorstation.

Türmen – z. B. Kirchtürmen – treten. Auch in Hinblick auf die Leitungsführung dachte man eher an eine Stellung am Ortsrand oder am Rand der Kernbebauung. Sehr wichtig war dem Bund die Forderung nach Verwendung landschaftstypischer Baustoffe sowie nach einer der Umgebung angepassten Bauweise. Fast durchweg alle Landesverbände des Heimatschutzes sprechen sich für eine schlichte, nicht ins Auge fallende Gestaltung der Turmstationen aus. Diese Vorstellungen schlugen sich in den seit Anfang unseres Jahrhunderts herausgegebenen Erlassen und Leitlinien zur Gestaltung der elektrischen Anlagen nieder. Als Beispiel seien die vom Königlich Sächsischen Ministerium des Innern herausgegebenen Leitsätze für die Gestaltung elektrischer Werke und Starkstromanlagen aus dem Jahre 1915 zitiert. Dort steht unter Punkt 11 zu lesen: „Auch die Transformatorenhäuschen sollten in Form, Farbe und Baustoff unauffällig,

schlicht und sachlich sein; reine Eisenkonstruktionen sollten vermieden werden.“ (Mitteilungen der Vereinigung der Elektrizitätswerke, Jahrg. 14, 1915, S. 133). Ein Passus, der wörtlich aus den bereits 1913 herausgegebenen Richtlinien des Königlich Bayerischen Staatsministeriums des Innern zitiert ist. Diese, unter Mitwirkung des Heimatschutzes erstellten Richtlinien scheinen in ihrer Gesamtheit Vorbildfunktion für den weitaus größten Teil der durch die jeweils zuständigen Ministerien herausgegebenen Gestaltungsforderungen bei elektrischen Anlagen gehabt zu haben. Aber auch außerhalb der Ortschaften sollten sich die Transformatorentürme unauffällig in die Landschaft einfügen. In den Außenbereichen lag der Schwerpunkt des Heimatschutzes auf Trassenführung und Ausgestaltung der Masten. Begrüßt wurde allgemein, wenn vorhandene Türme als Gehäuse für Transformatoren verwendet wurden.



■ 6 Verschindelung und Krüppelwalm sind Architekturelemente, die im Ortskern von St. Märgen, wo sich diese Transformatorstation befindet, häufig verwandt wurden.

Einige Fallbeispiele von gemauerten Transformatorentürmen aus dem Regierungsbezirk Freiburg sollen den Einfluß des Heimatschutzes auf deren Gestaltung veranschaulichen. Am Rande von Tunsel, einer Gemeinde im Markgräflerland, befindet sich eine Station aus dem Jahre 1914 (Abb. 4). Durch eingetieftete Felder im Bereich der Zu- und Ableitungen sowie ein diese Felder abteilendes, schmales, umlaufendes Gesims bekommt der einfache Baukörper ein ansprechendes Äußeres. Rücksicht auf die sie umgebende Bebauung nimmt die 1926 in Rust errichtete Station; weist sie doch im oberen Bereich Fachwerk auf (Abb. 5). Damit wird Bezug genommen auf die nahegelegenen Oekonomiegebäude des Schlosses. Dies bewahrte den Transformatorenturm in den letzten Jahren vor dem drohenden Abriß, der durch technische Neuerungen nahezu unabwendbar schien. Dem historischen Interesse eines engagierten Mitarbeiters des zuständigen Elektrizitätsunternehmens ist es zu verdanken, daß die Station umgebaut und auf den neuesten Stand der Technik gebracht werden konnte. Planung und Ausführung einer Station in St. Märgen (Abb. 6) und die eines Transformatorenturmes in Schonach (Abb. 7) sind durch die sie umgebenden Schwarzwaldhöfe beeinflusst. Den Forderungen nach Verwendung heimischer Materialien und Bauformen ist bei beiden Genüge getan. Anschaulich wird dies auch bei der hier vorgestellten Station auf der Insel Reichenau, die sich mit ihrer Dachform auf die, die Insel prägenden Kirchengebäude bezieht (Abb. 8).

Versuche einer Einflußnahme des Heimatschutzes auf das Bild der Kulturlandschaft setzten sich nach dem Zweiten Weltkrieg fort. Im „Wegweiser zur Heimatpflege“, einer Schrift, die 1951 vom schwäbischen und bayrischen Landesverein für Heimatpflege herausgegeben wurde, findet sich folgender Passus: „Bauten für elektrische Umspanner bedürfen zum Schutze des Orts- und Landschaftsbildes in allen Fällen der Genehmigung der Kreisverwaltungsbehörde; die Bestimmungen enthalten grundsätzliche Anforderungen hinsichtlich Standort, Bauformen und Bauweise und betonen die Bedeutung der Dachform, des sachlich richtigen Zelt-daches“ (Wegweiser zur Heimatpflege, Augsburg 1951, S. 45). Der Einfluß auf die Baugestaltung durch den Heimatschutz wurde bis heute immer geringer und kann auf Grund der vorgegebenen Gesetzeslage nur in einem sehr geringen Teil durch Mitsprache der jeweiligen Denkmalbehörden bei derartigen

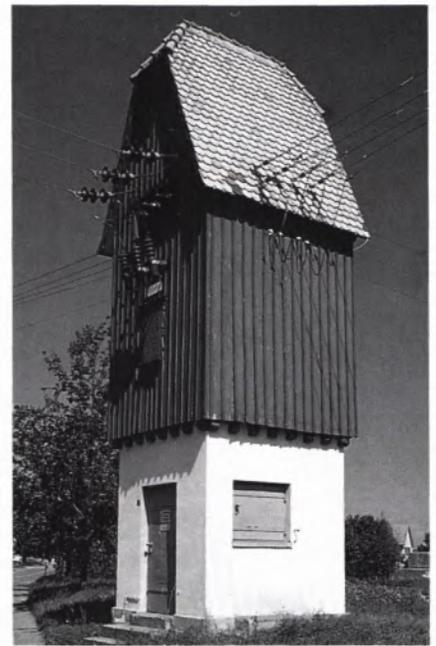


■ 7 Die Elektrizitätsgesellschaft Triberg erstellte Transformatorenstationen dieser Bauart in ihrem ganzen Versorgungsgebiet. Diese Station in Schonach ist als einzige davon noch erhalten.

Bauvorhaben wahrgenommen werden. So beschränkte sich beispielsweise die Mitsprache des Landesdenkmalamtes bei der Gestaltung eines Transformatorenturmes in der Nähe eines eingetragenen Kulturdenkmals auf die Auflage, daß das kleine Dach mit „alten“ Biberschwänzen zu decken sei.

Durch technische Neuerungen und Verkabelung reduziert sich die Zahl der heute noch vorhandenen Transformatorentürme immer mehr. Sie werden meist durch kleine, typisierte, sogenannte Garagenstationen ersetzt. Neben den Turmstationen, die durch ihr Alter oder das Besondere ihrer Konstruktionsweise Denkmalwert besitzen, sind es vor allem die durch die Vorstellungen des Heimatschutzes gestalteten Umformerstationen, die die Aufmerksamkeit, auch der Denkmalschützer, auf diese kaum beachteten und stark gefährdeten Kleinbauten lenken und durch das ansprechende Äußere deren Akzeptanz in der Öffentlichkeit fördern: Kleinbauten, die für die Durchdringung des Landes mit elektrischer Energie stehen und die das heute oftmals nicht mehr Sichtbare wieder sichtbar machen.

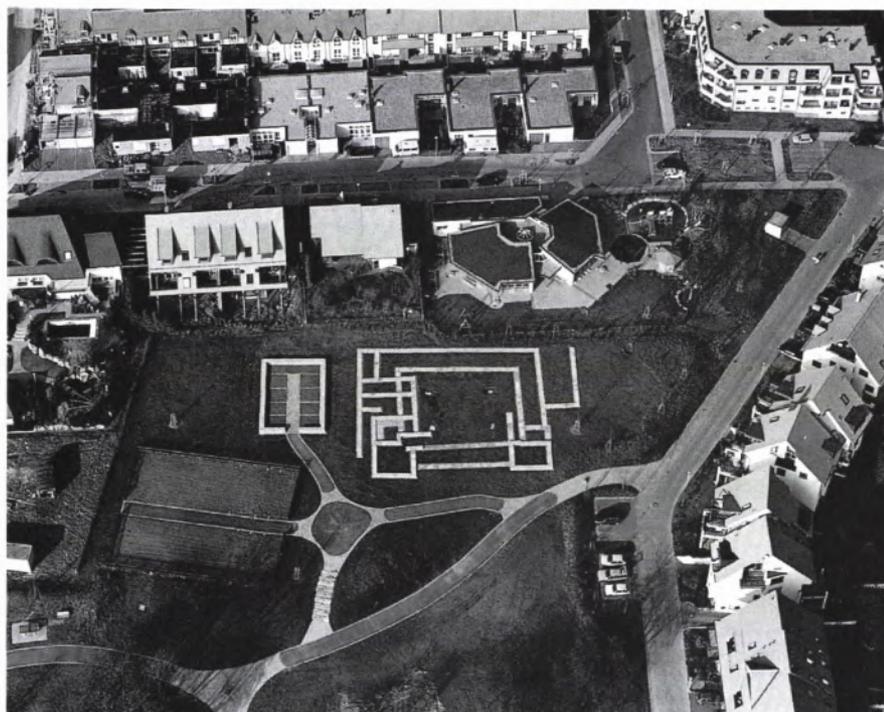
Gitta Reinhardt-Fehrenbach
LDA · Inventarisierung
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Br.



■ 8 Auch auf der Insel Reichenau wurde auf eine dem ortsüblichen Baustil entsprechende Gestaltung der Transformatorenstationen geachtet.

Von der Ausgrabung zur Grünanlage – Neue Untersuchung im römischen Gutshof von Ludwigsburg-Hoheneck

Matthias Klein



■ 1 Der römische Gutshof in Ludwigsburg-Hoheneck – früher im freien Feld gelegen – ist von der modernen Bebauung fast „eingekreist“. In einem Freilichtmuseum sind die Grundrisse des Hauptgebäudes und des Badegebäudes durch Steinplatten angedeutet. Luftbild: O. Braasch, LDA, Nr. 7120/009-3; SW 2377, 23 A; vom 11. 2. 1993.

Die Archäologische Denkmalpflege hat heute oftmals die sehr schwierige Rolle eines Vermittlers, einen oft unscheinbaren Befund in verständlicher Form zu erläutern. Über den Versuch einer Vermittlung handelt der Aufsatz über den Gutshof in Ludwigsburg-Hoheneck, der zudem belegen soll, wie schmal der gangbare Weg zwischen Denkmalpflege, d. h. dem Schutz des archäologischen Denkmals, und der oft berechtigten Forderung nach „Sichtbarmachung“ desselben ist. Eigentlich hätte es der Gutshof verdient, als archäologisches Denkmal sichtbar gemacht zu werden, da die Anlage sich allgemeiner Bekanntheit in breiten Bevölkerungskreisen weit über Ludwigsburg hinaus erfreut, obwohl bis in jüngste Zeit nicht einmal ein einfaches Hinweisschild seine Lage im ehemaligen Ackerland verriet, geschweige denn eindrucksvolle Ruinen oder restaurierte Grundmauern.

Sichtbare Ruinen fand schon Oscar Paret (1889–1972), der spätere württembergische Landeskonservator, im

Jahr 1911 nicht mehr vor, als er an dem Ort den Spaten ansetzen ließ, von dem man nicht viel mehr wußte, als daß römischer Ziegel- und Mauer-schutt – durch den Pflug an die Oberfläche gebracht – auf mehrere Äcker verteilt eine größere Siedlungsstelle markierte und von dem man den Standort eines Brunnens kannte, da in dessen locker verfüllten Schacht am Ende des vorigen Jahrhunderts zufällig eine Kuh eingebrochen war.

Es war übrigens keine der heute üblichen Not- oder Sicherungsgrabungen, sondern eine reine Forschungsgrabung aus dem Verlangen heraus zu erkunden, was es mit der Ruinenstelle genau auf sich habe. Damals, vor mehr als 80 Jahren, bedrohte kein Neubaugelände die Villa rustica. Von dem Dorf Hoheneck mußte man im Jahr 1911 weit laufen, um die Ackerflur mit dem bezeichnenden Namen „Eglosheimer Burg“ zu erreichen. Die Ausgrabung konnte erst realisiert werden, nachdem der „Ortspatron“ von Hoheneck, der Stuttgarter Fabrikant

Karl von Ostertag-Siegle, die notwendigen Mittel aus eigener Tasche bereitgestellt hatte. In dem damals 22-jährigen Architekturstudenten Paret, Pfarrerssohn aus dem benachbarten Heutingsheim, gewann Ostertag-Siegle einen begeisterten Ausgräber, der sich zudem durch Abhandlungen über die Archäologie des Ludwigsburger Raumes hervorgetan hatte.

Das Ergebnis der Grabungen hat Paret in seinem gedruckten Bericht in den „Fundberichten aus Schwaben“ prägnant zusammengefaßt:

„In unmittelbarer Nähe der Militärstraße, die das Kastell von Cannstatt mit dem von Benningen verbindet und die vom Heilbronner Tor am Nordausgang von Ludwigsburg in nordöstlicher Richtung durch den Favoritepark aufs Kugelberger Wachhaus zuläuft, liegt in östlicher Richtung der große mauerumschlossene Wirtschaftshof. Die Umfassungsmauer bildet ein Trapez, dessen Grundlinien annähernd die Richtung Ost-West haben. Die Nordseite mißt 107, die Südseite 146, die Westseite 127 und die Ostseite 107 m. Westlich außerhalb des Hofes, zwischen ihm und der Straße, stehen Nebengebäude, Ställe oder Scheunen. Später, als der Hof nicht mehr genügend Raum bietet, lehnen sich verschiedene Erweiterungsbauten an die Umfassungsmauer. Die ganze Anlage wird beherrscht vom Wohngebäude, das auf der Höhe gelegen, nahe an die Mitte der Nordmauer gerückt ist. Ihm gegenüber liegt nahe der Südmauer, im nieder gelegenen Teil des Hofes, das Badegebäude mit einem nordöstlichen Anbau. Die stumpfe Nordwestecke, die der Straße am nächsten liegt, nimmt ein Ziegelofen ein, dem sich nach Ost und Süd entlang der Umfassungsmauer die nötigen Trockenräume anschließen. Zwei weitere Trockenräume wurden bei Vergrößerung des Betriebes vor der nördlichen Umfassungsmauer erstellt. Die dem Ziegeleibetrieb dienenden Schuppen reichen südlich bis in die Nähe des Brunnens, der das Wasser für die Ziegelei und vielleicht auch das Trinkwasser für den ganzen Hof liefert. Die Südwest-, Südost- und Nordostecken werden von Bauten, die Wirtschaftszwecken dienen, eingenommen. Von der Ziegelei führt wohl ein Verbindungsweg zur Hauptstraße.“

Nach den Grabungsarbeiten, die in nur 6 Wochen hauptsächlich von den Landwirten durchgeführt wurden, auf deren Felder sich der Gutshof ausbreitete, sind die im ganzen schon damals sehr schlecht erhaltenen Grundmauern wieder mit Erde zugedeckt worden, „nachdem sie im oberen, den Pflug hindernden Teil abgetragen wa-

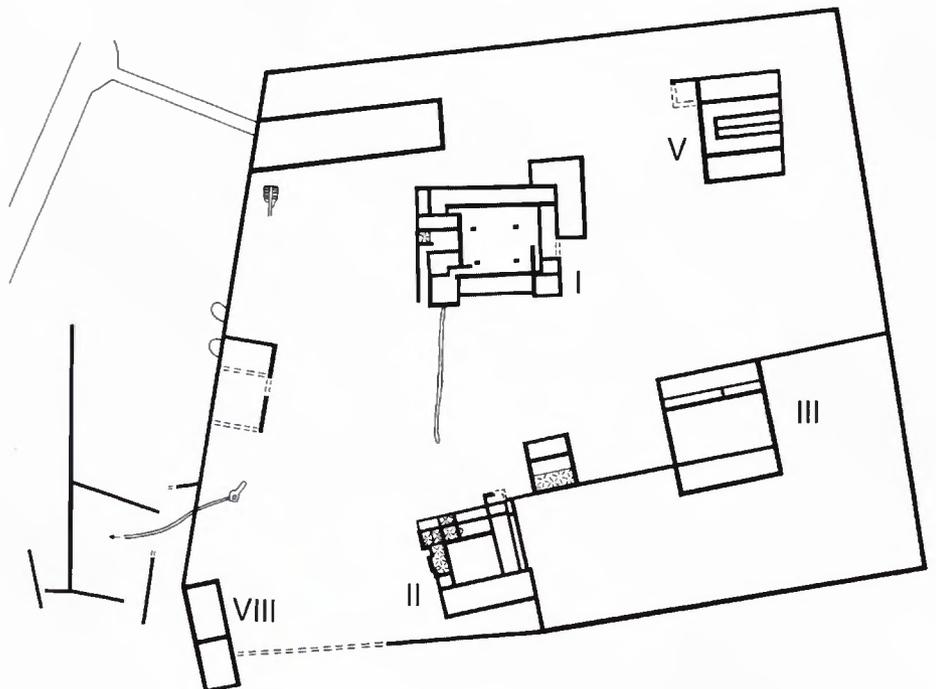
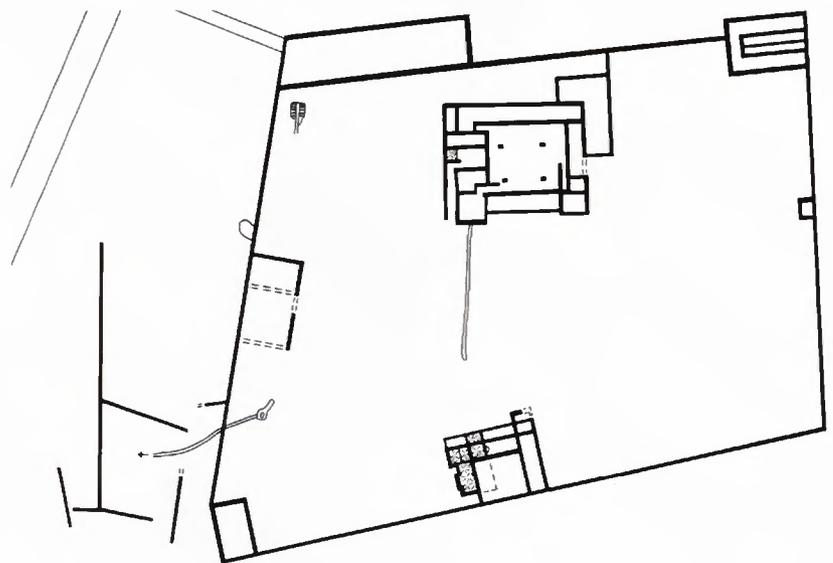
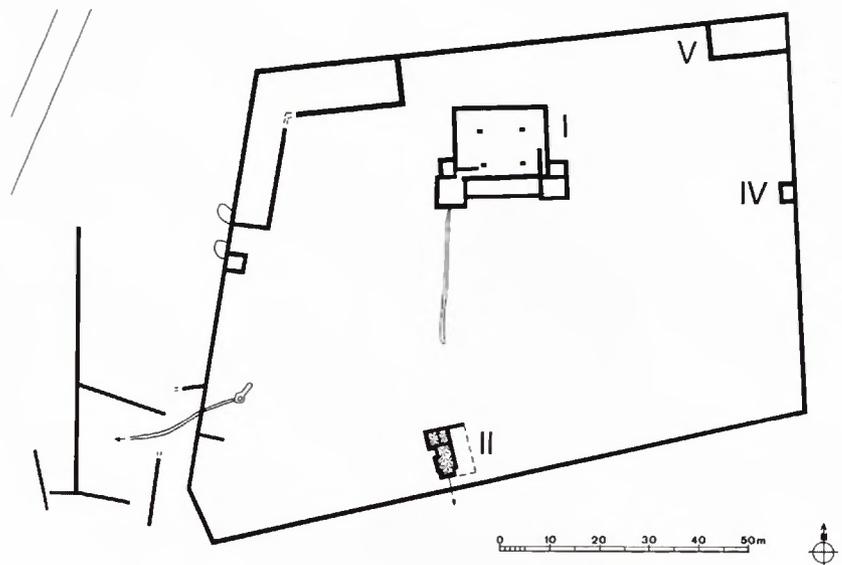
ren“. Zum ersten Mal war es in Württemberg gelungen, einen römischen Gutshof annähernd komplett freizulegen, ungeachtet des schlechten Erhaltungszustandes. Bis 1975, als bei Bondorf, Kr. Böblingen, erneut eine Villa umfassend untersucht wurde, änderte sich nichts an dieser Lage. Den Bekanntheitsgrad machte aber nicht nur die Vorlage von Befund und Plan aus; die populären Beschreibungen Paret's, vor allem aber die in den 30er Jahren erstmals publizierte Rekonstruktionszeichnung, die später Eingang in die Schulbücher fand, trugen wesentlich dazu bei.

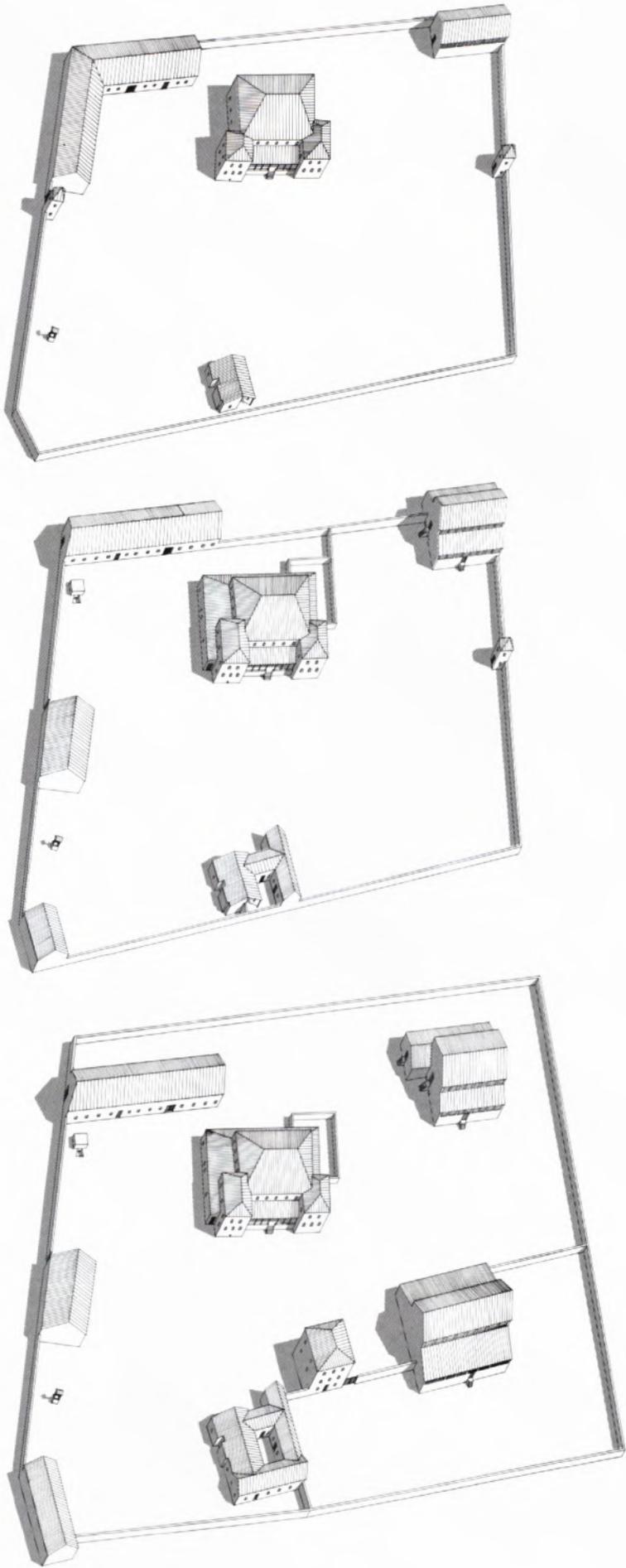
Als sich das Dorf Hoheneck – inzwischen nach Ludwigsburg eingemeindet – immer weiter nach Westen ausdehnte, geriet plötzlich der Gutshof in Gefahr überbaut zu werden. Nun hatten sich die Stadt Ludwigsburg und die Archäologische Denkmalpflege Anfang der 80er Jahre mit dem Problem auseinanderzusetzen, nachdem ein rechtsgültiger Bebauungsplan aus dem Jahr 1959 wenig Rücksicht auf eines der bekanntesten Bodendenkmäler des mittleren Neckarlandes genommen hatte. Die Stadt Ludwigsburg brachte für den Schutz des Gutshofes viel Verständnis und Verantwortungsgefühl auf, konnte sich auf der anderen Seite aber nicht vorstellen, den Bebauungsplan insgesamt zu gefährden. Der daraufhin erzielte Kompromiß sah vor, die zentralen Teile – Haupt- und Badegebäude, westliche Umfassungsmauer mit weiteren Gebäuden und Ziegelbrennofen – im Rahmen einer Grünanlage, eingebettet in das Neubaugebiet, zu erhalten. Die nördlichen und östlichen Bereiche, die von „Wirtschaftsbauten“ der Villa rustica eingenommen wurden, mußten der modernen Bebauung weichen. Diese Flächen – ca. ein Drittel der Gesamtanlage – waren durch archäologische Ausgrabungen zu untersuchen. Daraufhin wurden 1986 durch das Landesdenkmalamt Notgrabungen vorgenommen. Nur wenige Jahre später war die verbliebene Restfläche von Norden, Süden und Osten regelrecht eingekreist, so daß die projektierte Grünanlage konkrete Formen annahm. Da das innerhalb der Grünanlage vorgesehene kleine „Freilichtmuseum“ nach dem bestmöglichen Kenntnisstand eingerichtet werden sollte, waren die im Jahr 1911 erzielten Ergebnisse durch eine abschließende, großflächige Ausgrabung umfassend zu überprüfen. Die im März 1991 eingeleiteten und im August 1992 planmäßig beendeten Untersuchungen in der Restfläche der Villa rustica standen unter einer gewissen Erwartungshaltung seitens Stadtrat, Stadtverwaltung und interessierter Bevölkerung.

■ 2 Ludwigsburg-Hoheneck, römischer Gutshof. Vorläufiger Plan der Bauphasen 1-3.

Der von O. Paret vorgelegte Plan des Gutshofes konnte bestätigt werden. Kein einziges weiteres neues Gebäude wurde zusätzlich aufgedeckt. Allerdings beziehen sich Paret's Plan, Rekonstruktion und oben zitierte Beschreibung mehr oder weniger auf einen einzigen Bauzustand. Als wichtigstes Ergebnis der neuen Untersuchung kann die Gliederung in drei Hauptbauphasen vorgestellt werden. Wenn wir heute glauben, ein etwas differenziertes Ergebnis vorlegen zu können, so liegt dies einzig an den verbesserten Methoden des Ausgrabungswesens, die zu Beginn des Jahrhunderts in diesem Maße noch nicht zur Verfügung standen.

Die erste Bauphase ist die bescheidenste in der Geschichte des Hofes: Eine Begrenzungsmauer umfaßte ein verschobenes Parallelogramm von max. 125 x 98 m Fläche. Die Mauer sollte den Hofbereich markieren, auch wilde Tiere fernhalten, hatte aber keinerlei fortifikatorischen Charakter. Zu einer wirkungsvollen Verteidigung hätten überdies zu wenige Personen bereitgestanden. Hoch am Hang, zentral in beherrschender Lage wurde das Hauptgebäude (I) erbaut. Schon in der ersten Phase ist es das vom Platzbedarf her gesehen ausgreifendste, in der architektonischen Gestaltung am aufwendigsten errichtete Gebäude. Dies blieb es bis zum Ende des Gutshofes. Auch der „vornehmste“ Standort innerhalb der Gesamtanlage änderte sich nicht mehr. Am wichtigsten wirkt die große, auf vier Monolithe gegründete Halle. „Römisches Flair“ erreichte man durch die Gestaltung der Vorderfront: Zwischen zwei leicht abgesetzte, flankierende Türme baute man eine schattenspendende Laube, deren Säulen oder Pfeiler auf einer Brüstungsmauer aufsaßen und ihrerseits ein geneigtes Vordach trugen. Der Typus dieser „Portikusvilla mit Eckrisalit“ ist weit verbreitet, in seiner Entstehung aber letztlich nicht geklärt. In diesen Eckrisaliten wird man vornehmlich Wohnräume erkennen dürfen. Für den östlichen Risalit ist ein Treppenaufgang nachgewiesen, der westliche Risalit war vollständig unterkellert. In dem Gebäude wohnte der Betreiber der Villa rustica. Dies läßt sich nur aus der Architektur und dem Standort des Gebäudes schließen. Wer dieser Mann war, bleibt uns verborgen. In Frage kommt ebenso ein Begüterter der Provinzialbevölkerung wie ein in Ehren entlassener Soldat, dem der Gutshof, bzw. das zugehörige Land übergeben worden sein





■ 3 Isometrie der Bauphasen 1–3. Rekonstruktion der Bauten hypothetisch (Zeichnungen R. Käpplinger).

könnte, oder der Verwalter eines reichen Großgrundbesitzers. Bei der Behandlung dieser sozialgeschichtlich höchst relevanten Fragen stellt sich aufgrund der Quellenlage schnell Ratlosigkeit ein. Dies gilt in gleichem Maße für die Frage nach den Bediensteten, deren Zahl wie ihr rechtlicher und sozialer Status (Lohnarbeiter oder Sklaven) ungeklärt sind.

Durch Grundriß und Ausstattung gibt sich das kleine Badegebäude (II) im unteren Teil der Anlage gut zu erkennen. Ausnahmsweise hatten sich hier Mauerwerk und Estriche besser als anderswo im Hofbereich erhalten. Aneinandergebaut lag im Norden das Kaltbad mit einer Wasserwanne, im Süden das Warmbad. Dessen Westfront wurde durch einen erkerartigen Vorsprung gegliedert, vielleicht stand in der Ausbuchtung die vorauszusetzende Warmwasserwanne. Entwässert wurde hangabwärts nach Süden. Östlich der beiden Räume sind Heizeinrichtungen zu lokalisieren, womöglich im Norden noch ein weiterer kleiner Raum, der als Umkleidegegend haben könnte. Haupt- und Badegebäude bilden ein Ensemble, dessen Größenverhältnisse gut aufeinander abgestimmt sind.

Die restlichen Gebäude müssen als „Wirtschaftsbauten“ angesehen werden. Während über das kleine turmartige Gebäude (IV) an der östlichen Hofmauer wenig gesagt werden kann, ist der in die nordöstliche Ecke eingefügte rechteckige Bau (V) mit größter Wahrscheinlichkeit als Speicher, wohl für Getreide, anzusprechen. Dies mag auch für die beiden langgestreckten Gebäude in der Nordwestecke gelten, in Frage kommt ebenso die Funktion als Lagerhalle oder Remise, vielleicht auch als Stallgebäude. Daran anschließend ist die zentrale Hofeinfahrt zu vermuten, die nach Süden durch ein kleines turmartiges Gebäude (wie auf der entgegengesetzten Seite) flankiert wurde. In die erste Phase gehört auch der Brunnen, der den gesamten Hofbereich (darunter auch das Badegebäude) mit Wasser versorgte.

Bei der Verteilung der Gebäude auf das Hofareal fallen die Lücken im südlichen unteren Teil auf. Ob sich an der einen oder anderen Stelle ehemals ein aus Holz erbautes Gebäude befand, konnte nicht geklärt werden. Auch bleibt unbekannt, ob der ersten Steinbauphase, deren Beginn etwa in die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. zu datieren ist, generell eine nur aus

Holzbauten bestehende Vorgängeranlage vorausging. Hinweise darauf liegen nicht vor. Schwer einzuordnen sind auch die Mauerspuren westlich der Hofmauer, die man als Einfriedung von Viehpferchen interpretieren kann.

Eine Umgestaltung erfährt die Anlage in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts, spätestens zu Beginn des 3. Jahrhunderts. Die Veränderungen sind in den Plänen und Rekonstruktionszeichnungen unschwer abzulesen; hier soll nur das Wichtigste erwähnt werden.

Die Hofmauer bleibt im wesentlichen erhalten. Das Hauptgebäude wird im Norden und Osten, vor allem aber im Westen durch den Einbau größerer Räume erweitert. Dadurch geht allerdings der klare, einfache Grundriß verloren. Ein Teil der Räume wird mit farbig bemalten Wänden ausgestattet. Deutliche Veränderungen sind auch im Badegebäude festzustellen. Aus dem kleinen rechteckigen Bau wird eine dreiflügelige Anlage, die im Süden durch die Hofmauer begrenzt wird. Durch den Einbau eines weiteren beheizbaren Raumes gelangte man zu der kanonischen Raumaufteilung eines römischen Bades mit Frigidarium (Kaltbad), Tepidarium (Laubad) und Caldarium (Warmbad). Die Art der Nutzung der Räume im Nord- und Ostflügel des erweiterten Gebäudes kennen wir nicht.

Der Speicherbau in der Nordostecke wurde nach Norden über die Hofmauer hinaus und nach Süden erwei-

tert. Dagegen ist der Abbruch der beiden langgestreckten Gebäude in der Nordwestecke wahrscheinlich, wobei der nördliche Bau trakt einfach vor die Hofmauer gesetzt wurde. Dies hat seinen Grund darin, daß nun ein Ziegelbrennofen die Nordwestecke eingenommen haben könnte. Einen Ersatz für den südlichen Gebäudeteil erreichte man, indem man einen neuen Bau an die Umfassungsmauer zwischen Hofeinfahrt und Brunnen fügte und zusätzlich die Südwestecke bebaute.

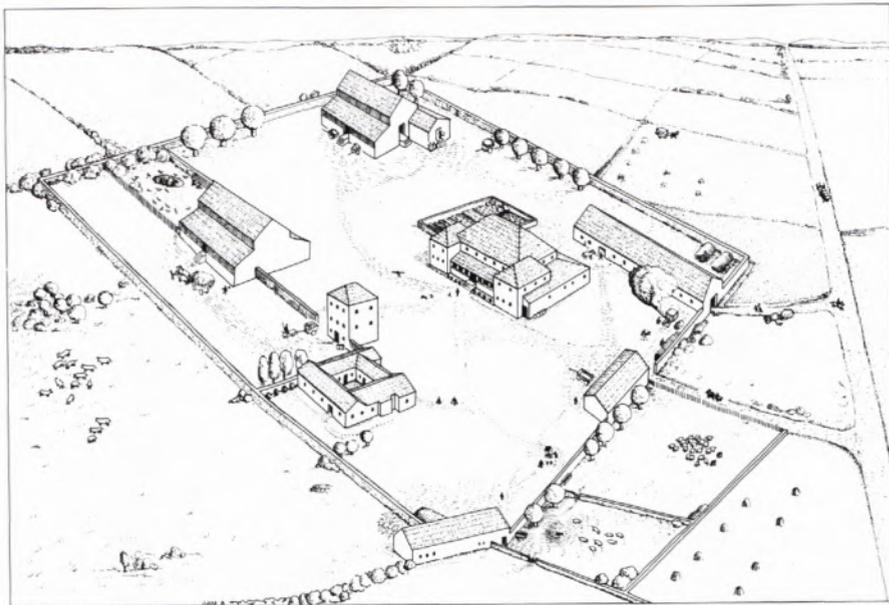
Die dritte Bauphase (erstes Drittel des 3. Jahrhunderts) stellt sich als deutliche Expansion des ummauerten Hofareals dar, verbunden mit der Erweiterung bzw. dem Neubau einzelner Gebäude. Eine neue Hofmauer ist im Norden, Süden und Osten errichtet worden (Ausdehnung der Anlage nun 147 x 127 m). Das Hauptgebäude sowie die Wirtschaftsbauten an der Westseite wurden offensichtlich nicht oder nur kaum (Erweiterung des Gebäudes VIII) verändert. Der Speicher in der Nordostecke mußte ein zweites Mal nach Norden erweitert werden.

Völlig neu gestaltet wurde der gesamte südöstliche Hofbereich durch die Errichtung zweier markanter Bauten und durch die Erweiterung des Badegebäudes.

Das Badegebäude erhielt einen ausgedehnten Südtrakt, der den Innenhof nun vollständig einfaßte. Auch hier ist die Funktion unklar, doch dürften die neu erstellten Bauteile keinesfalls dem Badebetrieb gedient haben.



■ 4 Badegebäude (II). Blick von Süden auf das Warmbad, dahinter das Kaltbad. Im Gegensatz zu den weiteren Gebäuden des Gutshofes zeigten sich Mauerwerk und Estriche des Badegebäudes gut erhalten.



■ 5 Alltag in der Villa rustica. Stimmungsbild, frei gezeichnet nach den Befunden der Bauphase 3 (Zeichnung: A. Moll).

Vielleicht sind hier zusätzliche Wohnräume geschaffen worden, doch ist dies nicht beweisbar. Im Südosten ist die Funktion des neuen Gebäudes III mit dem in mehrere Hallen gegliederten Grundriß zweifelhaft. Am ehesten läßt sich ein weiterer Speicher oder ein Stallgebäude, vielleicht eine Kombination aus beidem, vermuten. Zwischen Gebäude III und dem westlich gelegenen Bad errichtete man eine Mauer, die auch nach Osten fortgeführt wurde. Offensichtlich war an eine Abtrennung des gesamten südöstlichen Bereiches gedacht worden. An diese Mauer setzte ein massiver Turm an, dessen Mauerstärke weit über das Maß der ansonsten angetroffenen Steinmauern hinausging. Ob an dieser Stelle ein Turmspeicher oder ein burgusähnlicher, mehrstöckiger Fluchtturm errichtet wurde, ist ebenfalls zu fragen. Wenn man die zweite Möglichkeit in Betracht zieht, so ist vorzusetzen, daß die Datierung des Turmes erst in das zweite Drittel des 3. Jahrhunderts fällt und daß die Bedingungen für die Funktion eines derartigen Bauwerkes gegeben sind. Ein Fluchtturm ist in der Zeit der alamannischen Gefährdung nur dann sinnvoll, wenn ein System vorhanden ist, das in absehbarer Zeit wirkungsvolle Hilfe durch größere bewaffnete Kräfte heranzuführen kann.

Überhaupt ist gerade die letzte Phase, d. h. das zweite Drittel des 3. Jahrhunderts, schwer zu beurteilen, da die hochliegenden Befunde meist abgetragen oder zumindest stark gestört sind. So sind Mauer Spuren außer- und innerhalb des Hofes schwer einzuordnen, der Einbau einer Darre in den Innenhof des Badegebäudes möglicherweise mit diesen unruhigen Zeiten in Verbindung zu bringen. Insgesamt

erfuhr der Gutshof während der dritten Phase eine wesentliche Vermehrung seiner Baulichkeiten, der nutzbaren Fläche innerhalb des Hofareals sowie seiner Speicherkapazitäten, zumindest wenn man voraussetzt, daß sämtliche Lagerhallen und Speicher der zweiten Phase ihre Funktion behielten.

Viele der beschriebenen Veränderungen innerhalb des Hofbereiches sind durch Überschneidungen des Mauerwerks direkt nachweisbar. In manchen Fällen mußte auch die architektonische Gesamtbetrachtung herangezogen werden, um Veränderungen des Bauzustandes zu erklären. Somit ist das hier gezeichnete Bild – soweit es manche Details betrifft – nicht in eigentlichem Sinn beweisbar. Vorallem die Rekonstruktionen könnten einen gewissen Absolutheitsanspruch vermitteln, der so nicht gegeben ist. Vorgestellt wird nur eine Möglichkeit, die Baugeschichte der Villa rustica in ihren Grundzügen zu erfassen. Alternative Vorstellungen sind möglich und begründbar.

Mag die nachgezeichnete Baugeschichte des Gutshofes, die in den Phasenplänen sichtbar wird, auch einen gewissen Erfolg (oder eine Rechtfertigung) für die aufwendigen archäologischen Untersuchungen anzeigen, so darf nicht vergessen werden, daß zentrale Fragen und eine Vielzahl an Details offen bleiben. Dies gilt vor allem für Fragen der Betriebsstruktur und Wirtschaftsweise des Hofes. Aus dem umfangreichen, aber einseitig strukturierten Fundmaterial (vornehmlich Keramik) lassen lediglich einige (womöglich) wiederverwendete großvolumige Amphoren auf eine Lagerung (und den Transport)

von Lebensmitteln (etwa Getreide, Bohnen, Mehl) schließen. Zwei Fragmente verschiedener Mühlsteine bilden den einzigen Hinweis auf mindestens eine große Göpelmühle und damit auf die Zubereitung des Getreides. In diesen Zusammenhang gehört auch die erwähnte Darre, möglicherweise eine weitere im Osttrakt des Gebäudes III. Es ist nicht viel, was zur landwirtschaftlichen Produktion ausgesagt werden kann. Es stellt weiterhin kaum zufrieden, auf die Lage des Anwesens an der Grenze zwischen Trocken- und Feuchtökotop (Ackerbau und Viehhaltung) hinzuweisen, „Wirtschaftsbauten“ mehr oder weniger sicher zu interpretieren oder im Fundmaterial nach spärlichen, darüber hinaus selektiven Hinweisen zu forschen.

Vor die Frage gestellt, wie der aufgedeckte und dokumentierte Befund am sinnvollsten in die zu gestaltende Grünanlage integriert werden könnte, haben Stadtverwaltung und Landesdenkmalamt sich die Entscheidung nicht leicht gemacht. Daß am Ende kein allen Belangen gerechtes Ergebnis vorliegt, wird niemanden verwundern.

Für die Grünanlage „Römischer Gutshof Ludwigsburg-Hoheneck“ wurde folgendes Konzept erarbeitet und umgesetzt:

1. Die Mauern des Hauptgebäudes waren nur in den untersten Rollierungsresten erhalten, eine Konservierung war technisch nicht möglich, eine Restaurierung wenig sinnvoll. Um dennoch eine Vorstellung von der imponierenden Ausdehnung zu vermitteln, ist der Grundriß (aller Phasen) durch Muschelkalkplatten an originaler Stelle bodengleich nachgelegt worden.

2. Das Badegebäude zeigte sich in seinem westlichen Kernbereich (und nur dort!) gut erhalten (bis zu sieben Lagen aufgehendes Mauerwerk). Eine Restaurierung war technisch möglich, erschien der Stadt Ludwigsburg unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Möglichkeiten als zu kostenintensiv. Der Möglichkeit, an dieser Stelle originales Mauerwerk präsentieren zu können, stand zusätzlich zweierlei entgegen. Einmal hätte sich der notwendige Schutzbau kaum in die Gesamtanlage eingepaßt, zum anderen hätten die betroffenen Räume nur einen Teil eines größeren Gebäudes (das nicht sichtbar gewesen wäre) ausgemacht. Somit wurden nur die eigentlichen Baderäume der Phase 2 wie im Fall des Hauptgebäudes im Grundriß mit Steinplatten nachgelegt; der originale Befund blieb weitgehend im Boden erhalten.

3. Der Grundriß des Brunnens sollte auf gleiche Weise verdeutlicht werden. Die angetroffene Substanz verbot eine dauerhafte Erhaltung. Eine Rekonstruktion, sachlich vertretbar, kam nicht in Betracht, da derartige Schächte erfahrungsgemäß in Abfallgruben verwandelt werden.

Nachdem Hauptgebäude, Bad und Brunnen in ihrem Grundriß markiert sind, aber den Eindruck des Aufgehenden nicht oder unvollkommen vermitteln, wurden noch folgende Maßnahmen realisiert:

4. Eine Hainbuchenhecke soll ein Teilstück der westlichen Hofmauer verdeutlichen bzw. diesen abstrakten Eindruck etwas ausgleichen.

5. In die gleiche Richtung führt die Anlage eines Feldes mit verschiedenen Ackerfrüchten, die in römischer Zeit in Südwestdeutschland nachweisbar



■ 6 Hauptgebäude (I). Muschelkalkplatten verdeutlichen Grundriß und Ausdehnung des Hauptgebäudes im Rasen der Grünanlage. Blick von Süden.



■ 7 Blick in den Garten für Gewürz- und Heilpflanzen.

sind. In Zusammenarbeit mit Frau Prof. U. Körber-Grohne, vormals Universität Hohenheim, ist eine große umzäunte Fläche geschaffen worden, in der verschiedene Getreidearten und Hülsenfrüchte heranreifen.

6. Über 20 Gewürz- und Heilpflanzen können in einem kleinen Garten beobachtet werden. Während innerhalb des Hofareals in römischer Zeit kaum größere Felder für Ackerfrüchte anzunehmen sind, fügt sich der kleine Garten durchaus in das Umfeld eines Hauptgebäudes ein.

7. Ist durch die Anlage eines Feldes für Ackerfrüchte und eines Gartens für Gewürz- und Heilpflanzen der Bezug zur Landwirtschaft allgemein deutlich, so versuchen sechs Kopien römischer Bildsteine aus dem mittleren Neckarland das enge Verhältnis zwischen Landwirtschaft und Religion zu verdeutlichen: Iuppiter, Mercurius Cultor, Herecura, drei Matronen, Epona und Silvanus beschützten einst römische Gutshöfe, die Ernte und das Vieh.

8. Eine ausführliche Beschilderung der beschriebenen Objekte ist für die Vermittlung des teilweise schwierigen Sachverhaltes unerlässlich. Die Aufstellung eines erläuternden Modells des Gutshofes in seiner größten Ausdehnung ist geplant.

Die Stadt Ludwigsburg hat sich – dies muß anerkennend herausgestellt werden – sehr bemüht, der Bevölkerung einen Eindruck des Gutshofes von Hoheneck näherzubringen. Dafür sind von seiten der Stadt und des Landes Baden-Württemberg nicht unbeträchtliche Mittel aufgewendet worden. Es wird sich zeigen, inwie-

weit die interessierte und zu interessierende Einwohnerschaft dieses Objekt künftig annehmen wird, und welche Eindrücke sich als dauerhaft erweisen werden. Die Pflege der Anlage ist dafür freilich die Voraussetzung.

Literatur:

Zu Ludwigsburg-Hoheneck:

O. Paret, Ein römischer Gutshof mit Ziegelei bei Hoheneck OA. Ludwigsburg. Fundberichte aus Schwaben 19, 1911, 90 ff.

O. Paret, Urgeschichte Württembergs (Stuttgart 1921) 109 ff. 208 f.

O. Paret, Die Römer in Württemberg 3 (Stuttgart 1932) 321.

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1986, 162 ff. (I. Stork); ebd. 1991, 163 ff.; ebd. 1992, 179 ff. (M. Klein).

Zu römischen Gutshöfen:

C. Ahrens, Wiederaufgebaute Vorzeit. Archäologische Freilichtmuseen in Europa (Neumünster 1990).

W. Czynsz, Leben auf dem Lande. In: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (Hg.), Die Römer in Schwaben. Jubiläumsausstellung 2000 Jahre Augsburg. Arbeitsheft 27² (München 1985) 164 ff.

Ph. Filtzinger/D. Planck/B. Cämmerer (Hgg.), Die Römer in Baden-Württemberg³ (Stuttgart 1986) 125 ff.

Th. Fischer, Römische Landwirtschaft in Bayern. In: Bauern in Bayern. Von den Anfängen bis zur Römerzeit. Katalog des Gäubodenmuseums Straubing 19 (München 1992) 229 ff.

H. Hinz (Hg.), Römisches Leben auf germanischem Boden. Germania Romana 3. Beiheft Gymnasium 7 (Heidelberg 1970).

D. Planck, Zivile römische Besiedlung. Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Beiwort zu Karte III, 4 (Stuttgart 1980).

F. Reutti (Hg.), Die römische Villa. Wege der Forschung 182 (Darmstadt 1992).

C. S. Sommer, Die römischen Zivilsiedlungen in Südwestdeutschland. Ergebnisse und Probleme der Forschung. In: D. Planck (Hg.), Archäologie in Württemberg (Stuttgart 1988) 281 ff.; bes. 296 ff.

C. S. Sommer, Überlegungen zur Schwerpunktbildung bei der Untersuchung von ländlichen Siedlungen in Baden-Württemberg. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 19, 1990, 118 ff.

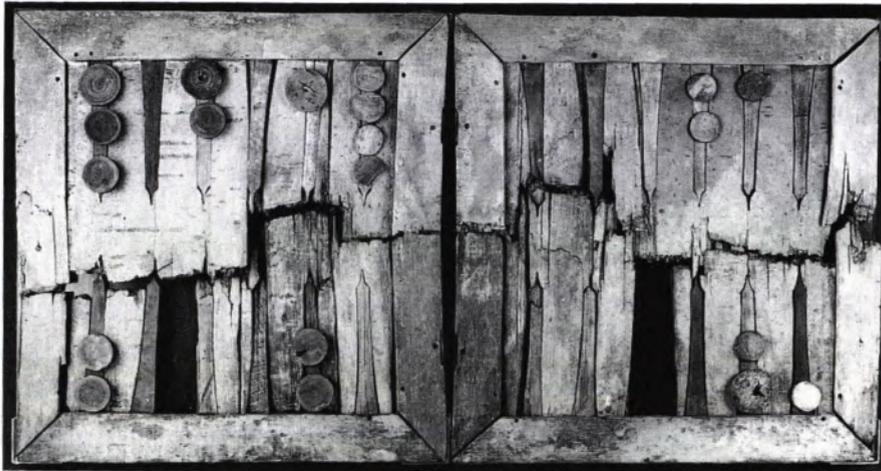
I. Stork, Römische Gutshöfe im Kreis Ludwigsburg – Fragestellungen, Erhaltung, Aufgaben. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 17, 1988, 105 ff.

Verband der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland (Hg.), Sinn und Unsinn archäologischer Restaurierungen und Rekonstruktionen. Kolloquium im Rahmen der Jahrestagung 1990, Traunstein 17.–20. 9. 1990 (Stuttgart 1991).

Matthias Klein
Steinbachweg 39
69118 Heidelberg

Viel Arbeit bis zum Vergnügen – Zur Nachbildung eines mittelalterlichen Trictrac-Spieles

Ralph Röber



■ 1 Das Trictrac-Spiel aus der Latrine des Augustinerklosters in Freiburg.

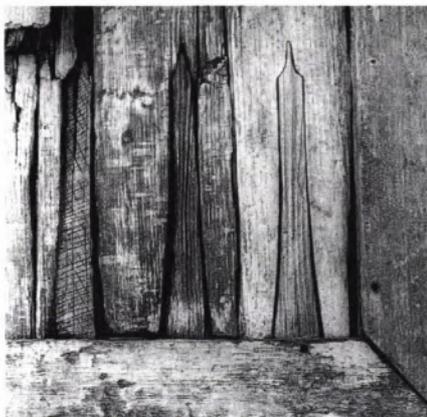
Die aus schriftlichen Quellen zur Genüge bekannte Spielleidenschaft im Mittelalter wird von archäologischer Seite durch eine Vielzahl von Funden von Spielsteinen und gelegentlich auch von Spielbrettern untermauert. Auch aus der Latrine des Freiburger Augustiner-Eremiten-Konvents stammen Zeugnisse dieses auch klerikalen Vergnügens in Form von etlichen Spielsteinen sowie zwei Brettspielen. Sie sind in die Zeit vom späten 13. Jahrhundert bis zum 15. Jahrhundert einzuordnen. Es handelt sich dabei um zwei unterschiedlich gestaltete Ausführungen des beliebtesten mittelalterlichen Brettspiels, das in England als „backgammon“, in Frankreich als „trictrac“ und in Deutschland als „puff“ oder „buff“ bekannt war. Dieses Spiel, das sich in ähnlicher Form bereits in römischer Zeit als „ludus duodecim scriptorum“ großer Beliebtheit erfreute, scheint in nachrömischer Zeit in Vergessenheit geraten zu sein und hat wohl erst im Verlauf des 10.–11. Jahrhunderts wieder den Weg vom Orient nach Mitteleuropa gefunden. Gespielt wurde es wahrscheinlich ebenso wie heute: Zwei Spieler bewegen je 15 Spielsteine gegenläufig durch Würfeln vorwärts, Ziel ist es, die Steine möglichst schnell um das Spielfeld zu ziehen und sie dann aus dem Feld herauszuwürfeln. Das eine Brett aus Freiburg weist nur ein grob in das Tannenholz eingeritz-

tes Spielfeld auf, das andere Spiel ist dagegen sehr aufwendig gefertigt. In seiner unmittelbaren Nähe fanden sich sieben aus Ahorn gedrechselte Spielsteine, die wahrscheinlich dazu gehört haben. Das Trictrac-Brett, das im Zuge von Baggerarbeiten bei der Entdeckung der Latrine in zwei Teile zerbrochen ist, wurde im Archäologischen Landesmuseum, Außenstelle Konstanz, nachgebildet. In erster Linie soll es als Anschauungsobjekt dienen, zugleich war es aber erklärtes Ziel durch den Vorgang des Nachbildens, die verschiedenen Arbeitsvorgänge und Arbeitstechniken nachzuvollziehen, um so den Wert der handwerklichen Leistung und den materiellen Wert des fertigen Gegenstandes einschätzen zu können. Aus diesem Grund wurde beim Fertigen der Nachbildung auch weitgehend auf maschinelle Hilfe verzichtet.

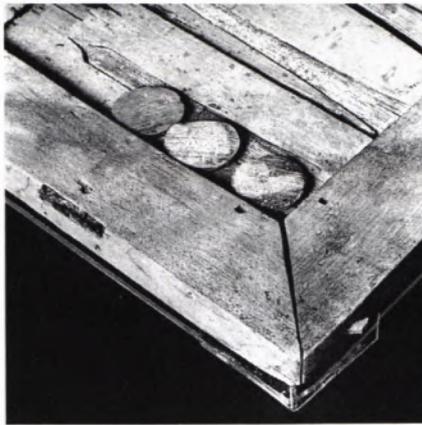
Das überlieferte Spiel besteht aus zwei aufklappbaren Tafeln mit einer Kantenlänge von 38,5 cm. Diese waren an zwei Schlitz im Rahmen mit Lederriemen verbunden, die sich jedoch nicht erhalten haben. Die Verbindung war mit Holzdübeln gesichert. Reste von eisernen Nägeln in diesem Bereich sind als Reparaturen zu werten. Auch an der gegenüberliegenden Seite des Rahmens haben sich Spuren von Eisen im Holz erhalten, die zu einem Verschluss gehört

haben. Bei einem Produkt, das ansonsten ganz mit hölzernen Verbindungen auskommt, ist es relativ wahrscheinlich, daß es sich um eine sekundäre Ergänzung handelt. Die Tafeln sind aus einem Rahmen aus Ahorn gefertigt, in die eine Grundplatte aus Buchenholz eingetütet ist. In diese sind in Intarsienarbeit 24 Zacken aus Ahorn eingelegt. Unter den Einlagen ist die Grundfläche kreuzförmig angerissen, sei es als Zufallsprodukt bei den Ausstemmarbeiten, sei es bewußt, um eine Klebeverbindung zwischen Intarsien und Grundfläche zu verbessern. Die Verwendung von Leim oder einer anderen Klebemasse ließ sich allerdings optisch weder bei dem Rahmen noch bei den Intarsien nachweisen. Grundplatte und Rahmen sind durch Holzdübel in den Ecken verbunden. Die Frage, ob die heute unterschiedlich dunklen Zacken mit einer Beize oder Farbe gefärbt worden sind oder ob dies auf die Lagerung im Boden zurückzuführen ist, hat auch eine Untersuchung im Labor des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich nicht zweifelsfrei klären können. Deutlich wurde nur, daß die Intarsien mit verschiedenen Substanzen behandelt worden sind.

Die Nachbildung hat eine Vielzahl von Arbeitsschritten erkennen lassen, die auf den ersten Blick wenig bewußt werden. Zunächst ist ein grober Zugschnitt des Holzes notwendig, das anschließend mit der Gestellsäge in die einzelnen Teile zerlegt wird. Diese werden in weiteren Arbeitsgängen mit verschiedenen Hobeln (Schropphobel, Schlichthobel, Rauhbank, Putzhobel) auf die richtige Stärke gebracht. In die vier Rahmenfriese, die zu jedem Brett gehören, wird mit einem Nuthobel die Nut eingebracht und wiederum mit der Gestellsäge die Gehrung angeschnitten. Dann werden an den Teilen des Rahmens, die



■ 2 Detail der Einlegearbeit, deutlich sind bei der fehlenden Intarsie die Einkerbungen in der Grundfläche zu erkennen.



■ 3 Die Verbindung von Rahmen und Grundfläche wird nur durch Holznägel gehalten. In dem Rahmen ist einer der Schlitz für die Lederriemen, die die beiden Bretter verbunden haben, zu erkennen.

beim fertigen Spiel aneinanderliegen, die Schlitz für die Verbindung der beiden Bretter eingestemmt und mit Raspel und Feile nachgearbeitet.

Das Spielbrett wird zuerst mit einem speziellen Hobel mit einem umlaufenden Falz versehen. Anschließend werden die 24 Einlegearbeiten mit einer Bügelsäge ausgesägt und der Schnitt mit einem Reformputzhobel begradigt. Nun können auf der Grundfläche die Stellen für die Intarsien angezeichnet und das überflüssige Holz mit dem Stemmeisen und dem Schnitzmesser herausgeholt werden. Nachdem die Zacken in die Grundfläche eingefügt worden sind und die Oberfläche mit einem Hobel überarbeitet wurde, können Brett und Rahmen zusammengelegt werden. Jetzt folgen die Arbeitsvorgänge, die den Zusammenhalt der einzelnen Teile gewährleisten. Die Bohrungen für die Verbindungen der Rahmentteile werden angebracht und mit einem extra zugerichteten Holzdübel geschlossen. Zum Schluß werden die Lederriemen, die beide Spielbretter zusammenhalten, ebenfalls mit einem Holzdübel am Rahmen gesichert.

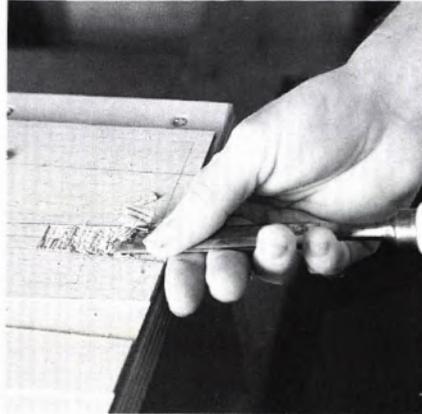
Die Gestaltung der Oberfläche konnte relativ frei erfolgen, da an dem originalen Spiel Verwitterungsprozesse keinen Rückschluß auf die Zurechtung und damit auf das ehemalige Aussehen ermöglichen. Es wurde entschieden, das Brett nicht abzuschleifen, sondern das Holz nur mit einem Hobel zu glätten und dann mit einem Wachs einzulassen. Ein Schutz mit einem Wachs oder einer ähnlichen Substanz wird sicherlich auch damals vorgenommen worden sein, um das empfindliche Holz vor dem Abgreifen und damit vor einer Beeinträchtigung des Aussehens zu schützen. Es



■ 4 Mit der Gestellsäge werden durch „Fausten“ die einzelnen Teile zugeschnitten.



■ 5 An der Grundfläche des Spielbrettes wird mit dem Falzhobel ein umlaufender Falz hergestellt.

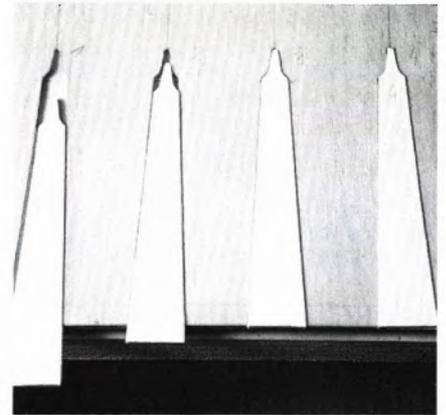


■ 7 und 8 Die Fläche für die Intarsien wird ausgestemmt und mit dem Schnitzmesser nachgearbeitet.

ist kaum vorstellbar, daß soviel Mühe bei der Herstellung des Spieles aufgewendet wurde und dann nichts erfolgt ist, um den Erhalt des Aussehens zu gewährleisten. Abschließend sind die Spielsteine noch zu berücksichtigen, ohne die das Spiel nicht einsatzfähig ist, und die in Drechselarbeit hergestellt wurden.

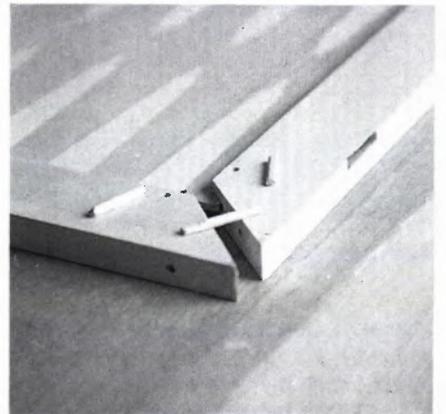
Beim Trictrac-Spiel fallen in einer vom heutigen Standpunkt aus durchgeführten Qualitätsbewertung vor allem die Unterschiede zwischen Rahmen und Füllung auf. Während die Füllung handwerklich überzeugend und mit großem Aufwand gearbeitet ist, ist der Rahmen mit unzureichenden Eckverbindungen ausgestattet. Die stumpf aufeinanderstoßenden Friese werden nur durch die Kraft des Dübels gehalten, hier hätte eine damals zum Beispiel in der Zimmermannsarbeit durchaus bekannte Konstruktion mit Schlitz und Zapfen wesentliche Verbesserungen gebracht. Auch die jetzt sehr geringe Verwindungssteifigkeit des Rahmens wäre dadurch erhöht worden. Als zweiter Punkt ist die Verbindung von Rahmen und Füllung anzumerken. In der Regel wird diese so konstruiert, daß die Füllung arbeiten kann, ohne den Rahmen zu beeinträchtigen. Durch die Holzdübel ist

aber ein Arbeiten des Holzes unmöglich geworden: Bei einem Schwindungsprozeß können im Extremfall die Dübel reißen; falls die Füllung quillt, geht der Rahmen an den Verbindungsstellen auseinander. Trotz dieser negativ anzumerkenden Punkte ist das Spielbrett sicherlich kein Billigprodukt gewesen. Für den Nachbau mußten etwa 35 Arbeitsstunden aufgewendet werden, ein Großteil, ca. 25 Stunden, allein für die Grundfläche mit den Intarsienarbeiten. Dies wird ungefähr auch dem Zeitaufwand entsprechen, den der mittelalterliche Tischler kalkulieren mußte, eventuell wird man dem modernen Tischler sogar einen Vorsprung durch das qualitativ hochwertigere Werkzeug zubilligen müssen. Damit läßt sich der Wert des Spieles annähernd einschätzen, wobei der Preis nur zu einem sehr geringen Teil durch das Material bestimmt wird, ausschlaggebend ist die Arbeitszeit. Eine Entlohnung für vergleichbare Gegenständen ist nicht überliefert, dennoch lassen einige überlieferte Anhaltspunkte zu Löhnen und Preisen vorsichtige Rückschlüsse auf den ehemaligen Wert zu.

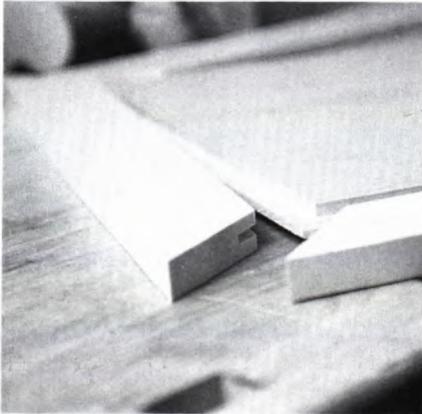


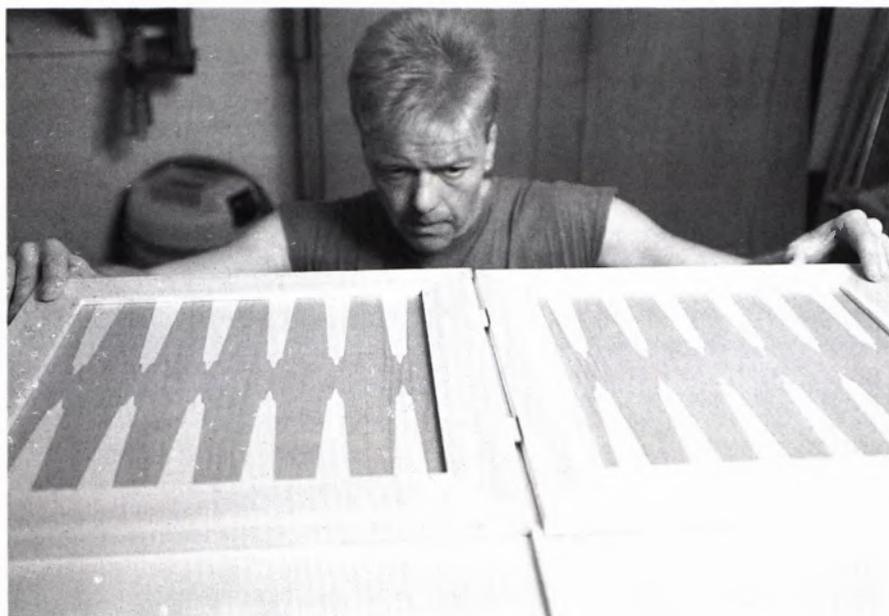
■ 9 Die Intarsien können jetzt in die Grundfläche eingelassen werden.

■ 10 Die meiste Arbeit ist geschafft: Die Grundfläche mit den Intarsien und der Rahmen können ineinandergelegt und mit Holzdübeln verbunden werden.



■ 6 Brettfläche und Rahmen mit Nut und Falz.





In einem anderen Holzverarbeitenden Gewerbe, dem Zimmermannshandwerk, verdiente ein im Tagelohn beschäftigter Geselle in Freiburg im 15. Jahrhundert während des Sommers 48 Pfennig, während des Winters 36 Pfennig täglich. Daraus errechnet sich ein Tagessatz im Jahreschnitt von durchschnittlich 43,8 Pfennig. Legt man nun für die Fertigung des Trictrac-Spieles 3–4 Arbeitstage zugrunde, so wäre ohne das Material eine Bezahlung von etwa 150 Pfennigen zu erwarten. Dies entspricht nach Preisangaben aus der Umgebung von Freiburg zu Anfang des 16. Jahrhunderts einem Gegenwert von 30 Maß (1 Maß = 1,44l) Wein oder 30 Pfund (1 Pfund = 465,58 g) Rindfleisch oder 217 kg Roggen. Nur wenn das Spielbrett in einer klostereigenen Werkstatt hergestellt worden ist, kann der für den Preis ausschlaggebende Faktor Zeit vernachlässigt werden. Dies ist nicht völlig auszuschließen, da andere Handwerke wie zum Beispiel die Flickschusterei im Augustinerkloster belegt sind. Ob die Werkstatt nun klösterlich oder profan gewesen ist, sie ist auf jeden Fall gut ausgestattet gewesen. Die Arbeitsvorgänge machen eine Vielzahl von spezialisierten Werkzeugen notwendig, die nur zum Teil durch vielseitig einsetzbare Werkzeuge ersetzt werden können. Neben der großen Gestellsäge sind sicherlich kleinere Sägen wie zum Beispiel Bügel- oder Feinsäge vorhanden gewesen, dazu kommen eine Vielzahl von Hobeln u. a. Schropphobel, Schlichthobel, Rauhbank, Putzhobel, Nuthobel und Falzhobel, verschiedene Stemmeisen und Schnitzmesser, des Weiteren sind noch Raspel, Feile und Bohrer zu nennen. Falls in der gleichen Werkstatt auch die Spielsteine angefertigt worden sind, ist eine

Drehselbank mit dem entsprechenden Zubehör ebenfalls unabdingbar.

Die Herstellung der Nachbildung hat deutlich gezeigt, daß dieses im Vergleich zu anderen Spielen, die in Privatbesitz die Jahrhunderte überdauert haben, recht unscheinbar wirkende Exemplar doch einen erheblichen Wert besessen haben muß und sicher nicht leichtfertig in die Latrine gewandert ist. Zugleich wirft sie ein Schlaglicht auf das Können und die Leistungsfähigkeit mittelalterlicher Schreiner und die Ausstattung ihrer Werkstatt, die, da Werkzeugfunde aus dieser Epoche weitgehend fehlen, fast ausschließlich aus zeitgenössischen Abbildungen bekannt ist.

Literatur:

U. Dirlmeier, Untersuchungen zu Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters. Heidelberg 1978.
 W. L. Goodman, The history of Woodworking Tools. London 1964.
 A. Kluge-Pinsker, Schach und Trictrac. Zeugnisse mittelalterlicher Spielfreude in salischer Zeit. Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Bd. 30. Sigmaringen 1991.
 U. Müller, Holzfunde aus Freiburg/Augustinerkloster und Konstanz. Herstellung und Funktion einer Materialgruppe aus dem Späten Mittelalter. Masch. Diss. Kiel 1991.
 A. Pfeiffer (Hrsg.), Spielzeug in der Grube lag und schlief. Veröffentlichung der Städtischen Museen Heilbronn 5, 1993. Heilbronn 1993.
 P. Schmidt-Thomé, Hölzernes Alltagsgeschirr und Spiele aus einer mittelalterlichen Abfallgrube in Freiburg. In: D. Planck (Red.), Der Keltenfürst von Hochdorf. Methoden

■ 11 Der kritische Blick auf die fast fertige Nachbildung: Zum Abschluß müssen nur noch die Lederriemen, die die beiden Spielbretter verbinden, mit Dübeln befestigt werden.

und Ergebnisse der Landesarchäologie. Stuttgart 1985, 463ff.
 W. Tauber, Das Würfelspiel im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Eine kultur- und sprachgeschichtliche Darstellung. Frankfurt a. M. 1987.

Dr. Ralph Röber
 Archäologisches Landesmuseum
 Konstanz
 Benediktinerplatz 5
 78467 Konstanz

■ 12 Schreinerwerkstatt in einer zeitgenössischen Darstellung (aus: R. Delort, Le Moyen Age, Lausanne 1972. S. 373).



Personalia



Dipl.-Ing. Thomas Boedeker †

Thomas Boedeker, Oberkonservator im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, ist am 8. Juli 1993 während eines Urlaubs in Schottland einem Verbrechen zum Opfer gefallen.

Erst vierundfünfzigjährig wurde er mitten aus dem Leben gerissen; – vor allem mitten aus seiner Familie, die – und dies sollte mit Bedacht auch hier in Erinnerung gebracht werden – in diesem grausamen Ereignis überleben konnte und dabei sein Geschick miterleben mußte. Thomas Boedeker wurde aber auch mitten aus seiner denkmalpflegerischen Tätigkeit gerissen und aus einem zutiefst betroffenen Kollegenkreis, der ihm nicht nur durch persönliche Wertschätzung, sondern vielfach sogar freundschaftlich verbunden war und geblieben ist.

Er war fast auf den Tag genau 20 Jahre hindurch als Gebietskonservator der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Landesdenkmalamt tätig, zuständig zuerst für den Main-Tauber-Kreis und Rems-Murr-Kreis sowie Hohenlohe und Hall, später dann schwerpunktmäßig für den Landkreis Schwäbisch Hall.

Die konservatorische Betreuung in den Stadtkernen von Schwäbisch Hall und Vellberg, die denkmalpflegerischen Maßnahmen an den Schlössern Eltershofen, Erkenbrechtshausen, Dörzbach, an der Burg Amlishagen, an der Winnender Schloßkirche und an der Synagoge

Michelbach – das sind nur wenige Namen aus seinem Aufgabenfeld, aber sie weisen hin auf die Spannweite seines Wirkens und auf die Vielfalt der ihm anvertrauten Geschichtsdenkmäler, mit denen auch sein Name nun bleibend verbunden sein wird.

Der beruflichen Ausbildung wegen wurde Thomas Boedeker oft auch als Architekt angesprochen. Er hat diese frühen Erfahrungen mit hereingenommen in den selbstgewählten Konservatorenberuf. Er hat sie bewußt umgesetzt in jenes konservatorische Aufgabenverständnis, das mit dem Denkmalthema, mit den überkommenen Geschichtszeugnissen nicht nur einem verbreiteten Bedürfnis nach Historisch-Sehenswertem, sondern über allem zuerst dem Grundanliegen nach Erinnerungsfähigkeit, nach materiell-glaubwürdiger Erfahrung aus der Vergangenheit Rechnung zu tragen hat.

In diesem Sinne war es ihm ein beständiges Anliegen, über die fachliche Gewissenhaftigkeit hinaus bei all seinen Gesprächspartnern und bei den Denkmaleigentümern Verständnis für das Denkmalthema zu erwirken.

Auch vor diesem Hintergrund war es ihm stets wichtig, selbst noch im größten Konflikt die notwendigen Auseinandersetzungen mit der ihm eigenen Bestimmtheit und Beharrlichkeit, gepaart mit einer sympathischen Heiterkeit, geschäftsfähig zu halten. Er war fachlich streng, dabei aber ohne jede Eitelkeit oder Überheblichkeit.

Gerade auch deshalb und seiner Aufrichtigkeit wegen hatte er bei all seinen Partnern früh schon jene Anerkennung und jenes hohe persönliche Ansehen gefunden, das nun in diesen Wochen von vielen so spürbar nochmals zum Ausdruck gebracht wurde.

Wir werden ihn und seine Arbeit in kollegial dankender Erinnerung behalten.

August Gebeßler



Dr. Siegwalt Schiek 1924–1993 †

Am 5. Juli 1993 verstarb nach schwerer Krankheit Hauptkonservator i.R. Dr. Siegwalt Schiek im Alter von 69 Jahren.

Mit ihm verliert die Landesarchäologie einen Denkmalpfleger und Wissenschaftler, dessen weitgespannte Kenntnisse Archäologie und Geschichte des südwestdeutschen Raumes von der Eiszeit bis zum Mittelalter und weit in die Neuzeit hinein umfaßten.

Schon während der Schulzeit in Michelbach bei Schwäbisch Hall wurde sein Interesse für die Vor- und Frühgeschichte geweckt, und noch als Schüler konnte er an archäologischen Ausgrabungen teilnehmen. Nach seiner Rückkehr aus Krieg und Kriegsgefangenschaft nahm er 1946 in Tübingen das Studium der Vor- und Frühgeschichte auf. Seine akademischen Lehrer waren die Professoren Kurt Bittel und Wolfgang Kimmig. An Nebenfächern belegte er Klassische Archäologie und Ethnologie, doch galt sein Interesse darüber hinaus auch der Kunstgeschichte, vor allem aber der Landesgeschichte.

Die Teilnahme an den Ausgrabungen auf der Heuneburg, jenem frühkeltischen Fürstensitz bei Hundesingen, wurde bestimmend für seine weiteren Forschungen und Studien, und zeitlebens hielt ihn die einmalige archäologische Landschaft an der Oberen Donau in ihrem Bann. Mit einer Dissertation „Fürstengräber der jüngeren Hallstattkultur in Südwestdeutschland“ wurde er 1956 promoviert, nachdem er bereits am 1. Oktober 1952 seine Tätigkeit als wis-

senschaftliche Hilfskraft beim damaligen Landesamt für Denkmalpflege in Tübingen begonnen hatte. Am Aufbau dieser Dienststelle hatte er maßgeblichen Anteil.

Eine Weitung des Blickfeldes bewirkte das Reisestipendium des Deutschen Archäologischen Institutes, das ihn 1956/57 nach Jugoslawien, Italien, Griechenland und in die Türkei führte. Von den zahlreichen Grabungsprojekten, die Siegwalt Schiek durchgeführt, beziehungsweise veranlaßt hat, seien die zwischen 1954 und 1963 erfolgte Ausgrabung und Erforschung des Hügels 4 der Fürstengräbernekropole im Gewann „Talhau“ bei der Heuneburg ins Gedächtnis gerufen, dann die großflächige Untersuchung eines alamannischen Friedhofes in Weingarten mit über 800 Gräbern in den Jahren 1954–1957, die Aufdeckung eines römischen Bades im Jahr 1962 beim Bau des Eugen-Bolz-Gymnasiums in Rottenburg, das erhalten und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte, und schließlich die in den Jahren 1967 bis 1972 betriebenen Großgrabungen in den römischen Siedlungen von Rottweil und Sulz a.N. 1984 erfolgte unter seiner Leitung die systematische archäologische Ausgrabung einer spätkeltischen Viereckschanze bei Ehnlingen, Kr. Böblingen.

Siegwalt Schiek war sich immer bewußt, daß die denkmalpflegerische Arbeit in ihrer Gesamtheit, vor allem aber die aus intensiver Feldforschung und Grabungstätigkeit gewonnenen Erkenntnisse zur frühen Geschichte und Archäologie des Landes nicht für sich selbst sprechen konnten, sondern der Öffentlichkeit im Museum und in Veröffentlichungen nahegebracht und vermittelt werden mußten. Einen großen Stellenwert maß er darüber hinaus der Restaurierung und Konservierung archäologischer Denkmäler im Gelände und deren erläuternder Beschilderung zu. Stellvertretend genannt seien die römischen Badeanlagen von Rottweil, Sulz und Rosenfeld sowie der keltische Grabhügel in Kilchberg bei Tübingen. Mit auf seine Initiative hin entstand das Heuneburgmuseum in Hundesingen, das 1985 in der ehemaligen Zehntscheuer des Klosters Heiligkreuztal eröffnet werden konnte und dessen konzeptionelle und museale Gestaltung wesentlich von ihm geprägt wurde. Bereits 1969 wurde er vom Sülchgauer Altertumsverein wegen seiner Verdienste um das Sülchgäumuseum in Rottenburg zum Ehrenmitglied ernannt. Erwähnt sei auch die Einrichtung von historisch-archäologischen Wanderwegen, beispielsweise der Lehrpfad beim Hofgut

Einsiedel in der Nähe von Tübingen und der archäologische Wanderweg um die keltische Heuneburg und die eindrucksvollen Hügelnekropolen in ihrer Umgebung.

Die Faltblätter „Kulturdenkmale in Baden-Württemberg“ rief er ins Leben, um eine breite Öffentlichkeit über eindrucksvolle Bau- und Bodendenkmäler des Landes zu informieren. An wissenschaftlichen Publikationen, für die er als Herausgeber verantwortlich zeichnete, stehen an erster Stelle die „Urkunden zur Vor- und Frühgeschichte aus Südwürttemberg-Hohenzollern“. Die Reihe „Naturwissenschaftliche Untersuchungen zur Vor- und Frühgeschichte aus Württemberg und Hohenzollern“ zeigt, daß Siegwalt Schiek die Bedeutung naturwissenschaftlicher Disziplinen für die Archäologie frühzeitig erkannt und damit einer fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen Geschichts- und Naturwissenschaften beizeiten Rechnung getragen hat.

Am 1. 10. 1981 wechselte Siegwalt Schiek nach Stuttgart, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1986 die Leitung des Referates Archäologische Denkmalpflege im Regierungsbezirk Stuttgart und die Stellvertretung des Abteilungsleiters innehatte.

Während seines arbeitsintensiven Ruhestandes war er nahezu täglich in seiner alten Dienststelle im Fünfeckturm auf Schloß Hohentübingen, um begonnene Publikationsvorhaben abzuschließen und neue Forschungsvorhaben einzuleiten. Losgelöst von den oft als einengend empfundenen Amtspflichten wurden diese Jahre zu den wissenschaftlich ertragreichsten. 1990 erschien das Werk „Die keltischen Viereckschanzen in Baden-Württemberg“, 1992 der Katalog des alamannischen Gräberfeldes bei Oberflacht, Kr. Tuttlingen.

Bis zum Ausbruch der schweren Krankheit hat Siegwalt Schiek an einer großangelegten Publikation über die Bestattungsplätze im Umfeld der frühkeltischen Heuneburg gearbeitet, die Veröffentlichung der Baubefunde vom Runden Berg bei Urach sollte folgen. Sein früher Tod hat diese Pläne jäh zunichte gemacht. An uns wird es sein, diese Arbeiten in seinem Sinne weiterzuführen und abzuschließen. Mit dem Tod von Siegwalt Schiek ist die Archäologische Denkmalpflege in Baden-Württemberg ärmer geworden. Seine Erfahrung und sein Rat werden uns fehlen.

Hartmann Reim

Buchbesprechung

Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg, Der Alb-Donau-Kreis, Band II, B. Gemeindebeschreibungen Ehingen bis Westerstetten. Bearbeitet von der Abteilung Landesbeschreibung des Staatsarchivs Ludwigsburg. Herausgegeben von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Alb-Donau-Kreis. Thorbecke-Verlag, Sigmaringen 1992. XXIII, 1064 S., 102 großenteils farbige Abb., 45 Textabbildungen und versch. Tabellen. In getrenntem Schuber folgen 17 Kartenbeilagen, 7 Tabellen sowie ein Katalog der archäologischen Fundstellen samt Orts- und Personenregister für das ganze Werk.

Knapp drei Jahre nach Erscheinen des ersten Bandes der Kreisbeschreibung des Alb-Donau-Kreises liegt nunmehr der gesamte Kreis vollständig vor und unterstreicht das Bemühen der Abteilung Landesbeschreibung bei der Archivdirektion Baden-Württemberg, die Komplettierung der Reihe energisch voranzutreiben. Damit ist der Alb-Donau-Kreis neben dem Kreis Biberach und dem Neckar-Odenwald-Kreis der dritte, für den eine nach der Verwaltungsreform vollständig neu konzipierte und bearbeitete Kreisbeschreibung vorliegt. Zur Anlage des Werkes wurde bei der Vorstellung des ersten Bandes bereits Stellung genommen (vgl. Nachrichtenblatt 20, 1991, Heft 2, S. 111). Dem ist im Grunde nichts hinzuzufügen.

Die eingehende Beschreibung aller Orte, die teilweise erstmals seit den württembergischen Oberamtsbeschreibungen eine Neubearbeitung erfahren, gibt einen guten Überblick über Geschichte und Gegenwart der Gemeinden samt ihren Teilorten. Sie wird durch zahlreiche Pläne, Fotos und Tabellen ergänzt, so daß für jeden Ort gleichsam eine kurze Monographie erarbeitet wurde, deren Wert durch ein Quellen- und Literaturverzeichnis am Ende jeden Beitrags erhöht wird, das die allgemeine Literaturübersicht in Band I ergänzt.

Der Kartenschuber enthält wie üblich eine topographische Karte des Kreisgebietes (wieder einmal im unhandlichen Maßstab 1:75 000), drei Karten zu Geologie und naturräumlicher Gliederung, sechs zur Erläuterung der geschichtlichen Entwicklung sowie zwei Verwaltungskarten und fünf Stadtpläne. Zusammen mit den Tabellen verbessern sie besonders die Benutzbarkeit des ersten Bandes.

Warum der Katalog der archäologischen Fundstellen als eigenes Heft dem Kartenteil beigelegt und nicht der jeweiligen Ortsgeschichte vorangestellt wurde, wo er seinen logischen Platz hätte, wird nicht begründet. Neben den knappen topographischen Hinweisen zu den einzelnen Plätzen wäre für siedlungsgeschichtliche Überlegungen eine Karte der archäologischen Fundstellen sicher hilfreich. Dagegen scheint die Verlagerung des Gesamtregisters in ein gesondertes Bändchen recht sinnvoll, da dadurch die Stichwortsuche in den beiden voluminösen Bänden wesentlich vereinfacht wird.

Alles in allem bieten die Bände jedem im weitesten Sinne an Landeskunde Interessierten eine solche Fülle von Informationen, daß er immer wieder gerne darauf zurückgreifen wird.

Dietrich Lutz

Mitteilung

Eine neue Zeitschrift für Archive, Bibliotheken, Museen und andere Sammlungen: Rundbrief Fotografie Sammeln – Bewahren – Erschließen – Vermitteln

Fotografien überliefern seit mehr als 150 Jahren Erscheinungen und Deutungen der Welt. Sie prägen unser Sehen: Sie sind das optische Gedächtnis des Industriezeitalters. Zwar haben das Fotografieren, Foto-Ausstellungen und -Bildbände Konjunktur, doch entspricht der Umgang mit den Aufnahmen meist weder ihrem vielschichtigen Inhalt noch ihrer technischen Empfindlichkeit. Unterbewertung als Kulturgut und verbreitete konservatorische Unkenntnis führen dazu, daß die Fotografien in den Familienalben ebenso wie in den Agenturen, Verlagen, Instituten, Museen, Bibliotheken, Archiven und Sammlungen akut von endgültiger Vernichtung bedroht sind.

Für all diejenigen, die mit dem Sammeln, Bewahren, Erschließen und Vermitteln von Fotografien in Beruf oder Freizeit befaßt sind, bietet eine neue Zeitschrift praxisnahe Information: Sie heißt „Rundbrief Fotografie“ und richtet sich an Interessierte aus den Kunst- und Kulturwissenschaften, aus Restaurierung, Fotografie, Dokumentation und Ausstellungswesen. Die Zeitschrift verknüpft die tägliche Arbeit in den Sammlungen mit aktuellen Berichten aus dem In- und Aus-

land über Konservierungsmethoden, Dokumentation und EDV, Präsentation, Fototechnik und Neue Medien. Sie ist aus den Erfahrungen regionaler Arbeitsgruppen entwickelt und baut diese zusammen mit namhaften Fachleuten mehrerer europäischer Länder aus. Literaturhinweise und Fortbildungsangebote, die Veröffentlichung von Bezugsquellen und Suchlisten, Berichte über Ausstellungen und Sammlungen ergänzen die Fachinformationen. Sie werden aus verstreuten Quellen zusammengestellt sowie eigens (und exklusiv) geschrieben.

Der „Rundbrief Fotografie“ erscheint vierteljährlich, der Heftumfang beträgt 32 Seiten mit Abbildungen in Schwarzweiß. Ein Jahresabonnement kostet 50,- DM, ein Förderabonnement 80,- DM. Die Zeitschrift ist deutschsprachig, jedoch erscheinen englische oder französische Artikel im Original. Probehefte und Informationen erhalten Sie bei:

Redaktion Rundbrief Fotografie
c/o Wolfgang Hesse
Münzgasse 4
D-72070 Tübingen
Tel. 070 71/2 23 77
Fax 2 23 97

Abbildungsnachweis

Archäologisches Landesmuseum
Konstanz 38–41;
Kunsthistorisches Institut, Universität
Heidelberg 21 Abb. 4, 22 Abb. 5;
LDA – Freiburg 25–29;
LDA – Karlsruhe Titelbild (B. Hausner),
12, 19–21 Abb. 3, 22 Abb. 6–24;
LDA – Stuttgart 1, 5–7, 9 Abb. 6, 10, 11,
13–18, 32–37, 42, 43.

Veröffentlichungen

DES LANDES DENKMALAMTES

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden (der „Ortskernatlas“ auch über das Landesvermessungsamt).

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von Hans Andreas Kläiber/ Reinhard Wortmann München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von Hans Huth. Mit Beiträgen von E. Gropengießer, B. Kommer, E. Reinhard, M. Schaab München/Berlin 1982

Adolf Schahl
Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises München/Berlin 1983

Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 1, 1986
Richard Strobel und Felicitas Buch
Ortsanalyse

Heft 2, 1989
Ulrich Schnitzer
Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen

Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt Stuttgart

Stadt Baden-Baden (2.2, 1993)
bearb. v. W. Deiseroth

Stadt Bietigheim-Bissingen (1.8, 1988)
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Esslingen a. N. (1.1, 1985)
bearb. v. P. Wichmann

Stadt Herrenberg (1.5, 1986)
bearb. v. H. Reidel/ W. Deiseroth

Stadt Ladenburg (2.1, 1984)
bearb. v. W. Deiseroth

Stadt Leonberg (1.4, 1986)
bearb. v. P. Wichmann/ W. Deiseroth

Stadt Markgröningen (1.7, 1987)
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Meersburg (4.2, 1988)
bearb. v. H. Reidel/ W. Deiseroth

Stadt Ravensburg (4.1, 1988)

bearb. v. W. Deiseroth/ J. Breuer

Stadt Rottweil (3.1, 1989)

bearb. v. P. Findeisen

Stadt Schorndorf (1.9, 1989)

bearb. v. E. Geiger

Stadt Schwäbisch Gmünd (1.2, 1985)

bearb. v. J. Breuer

Stadt Schwäbisch Hall (1.3, 1986)

bearb. v. W. Deiseroth

Stadt Überlingen (4.3, 1994)

bearb. v. P. Findeisen

Stadt Vaihingen a. d. Enz (1.10, 1990)

bearb. v. E. Geiger

Stadt Villingen-Schwenningen (3.2, 1991)

bearb. v. P. Findeisen

Stadt Waiblingen (1.6, 1987)

bearb. v. E. Geiger

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972
Gunter P. Fehring
Unterregenbach
Kirchen, Herrensitz, Siedlungsbereiche

Band 2, 1974
Antonin Hejna
Das „Schlößle“ zu Hummersried.
Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts

Band 6, 1979
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 7, 1981
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 8, 1983
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 9, 1986
Volker Roeser und Horst-Gottfried Rathke
St. Remigius in Nagold

Band 10, 1991
Hirsau, St. Peter und Paul, 1091–1991

Band 11, 1993
Michael Schmaedecke

Der Breisacher Münsterberg

Band 12, 1991
Uwe Gross

Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb

Band 14, 1993
Eleonore Landgraf
Ornamentierte Bodenfliesen des Mittelalters in Süd- und Westdeutschland

Band 15, 1992
Ilse Fingerlin,
Die Grafen von Sulz und ihr Begräbnis in Tiengen am Hochrhein

Band 16, 1993
Dorothee Ade-Rademacher,
Reinhard Rademacher
Der Veitsberg bei Ravensburg

Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele & Obermiller, Stuttgart)

Bd.1, 1974–Bd.18, 1993
Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972
Rolf Dehn
Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg

Band 2, 1972
Eduard M. Neuffer
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Goppingen)

Band 3, 1972
Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde

Band 4, 1973
Teil 1: Gustav Riek
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)

Teil 2: Joachim Boessneck, Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle

Band 5, 1973
Hans Klumbach
Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)

Band 6, 1975
Dieter Planck
Arae Flaviae I
Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil

Band 7, 1976
Hermann Friedrich Müller
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)

Band 8, 1977
Jens Lüning, Hartwig Zürn

Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlefeld“
Markung Ludwigsburg

Band 9, 1977
Klemens Scheck
Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) (Ausgrabung 1960)

Band 10, 1978
Peter Paulsen,
Helga Schach-Döriges
Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)

Band 11, 1981
Wolfgang Czysz u. a.
Römische Keramik aus dem Vicus Wimpfen im Tal

Band 12, 1982
Ursula Koch
Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden

Band 13, 1982
Mostefa Kokabi
Arae Flaviae II
Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil

Band 14, 1983
U. Körber-Grohne,
M. Kokabi, U. Piening,
D. Planck
Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim

Band 15, 1983
Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)

Band 16, 1983
Eberhard Wagner
Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)

Band 17, 1984
Joachim Hahn
Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim

Band 18, 1986
Margot Klee
Arae Flaviae III
Der Nordvicus von Arae Flaviae

Band 19, 1985
Udelgard Körber-Grohne,
Hansjörg Küster
Hochdorf I

Band 20, 1986
Studien zu den Militärgrenzen Roms III
Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1983

Band 21, 1987
Alexandra von Schnurbein
Der alamannische Friedhof bei Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)

Band 22, 1986
Gerhard Fingerlin
Dangstetten I

Band 23, 1987
Claus Joachim Kind
Das Felställe

Band 24, 1987
Jörg Biel
Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern

Band 25, 1987
Hartwig Zürn
Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern

Band 26, 1988
Joachim Hahn
Die Geißenklosterle-Höhle im Achtal bei Blaubeuren I

Band 27, 1988
Erwin Keefer
Hochdorf II
Die Schussenrieder Siedlung

Band 28, 1988
Arae Flaviae IV
Mit Beiträgen von Margot Klee,
Mostefa Kokabi,
Elisabeth Nuber

Band 29, 1988
Joachim Wahl,
Mostefa Kokabi
Das römische Gräberfeld von Stettfeld I

Band 30, 1988
Wolfgang Kimmig
Das Kleinaspergle

Band 31, 1988
Der prähistorische Mensch und seine Umwelt.
Festschrift für Udelgard Körber-Grohne

Band 32, 1988
Rüdiger Krause
Grabfunde von Singen am Hohentwiel I

Band 33, 1989
Rudolf Aßkamp
Das südliche Oberrheintal in frühromischer Zeit

Band 34, 1989
Claus Joachim Kind
Ulm-Eggingen – bandkeramische Siedlung und mittelalterliche Wüstung

Band 35, 1990
Jörg Heiligmann
Der „Alb-Limes“

Band 36, 1990
Helmut Schlichtherle
Siedlungsarchäologie im Alpenvorland I

Band 37, 1990
Siedlungsarchäologie im Alpenvorland II

Band 38, 1990
Ursula Koch
Das fränkische Gräberfeld von Klepsau im Hohenlohekreis

Band 39, 1991
Sigrid Frey
Bad Wimpfen I

Band 40, 1990
Egon Schallmayer u. a.
Der römische Weihebezirk von Osterburken I

Band 41/1, 1992
Siegwart Schiek
Das Gräberfeld der Merowingerzeit bei Oberflacht (Gemeinde Seitingen-Oberflacht, Lkr. Tuttlingen)

Band 41/2, 1992
Peter Paulsen
Die Holzfunde aus dem Gräberfeld bei Oberflacht und ihre kulturhistorische Bedeutung

Band 48, 1993
Matthias Knaut
Die alamannischen Gräberfelder von Neresheim und Kössingen, Ostalbkreis

Band 52, 1993
Dieter Quast
Die merowingerzeitlichen Grabfunde aus Gültlingen

Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1990
Kurt Bittel,
Siegwart Schiek,
Dieter Müller
Die keltischen Viereckschanzen

Band 2, 1993
Claus Oefziger,
Dieter Müller
Vor- und frühgeschichtliche Befestigungen
Hefte 2–4

Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

H. 5, 1985 – H. 20, 1993

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1985 Band 1986
Band 1987 Band 1988
Band 1989 Band 1990
Band 1991 Band 1992

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das **Landesdenkmalamt** ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonsultatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter, planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 6 47-1, Telefax (07 11) 6 47-27 34

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestr. 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 6 47-1
Telefax (07 11) 6 47-27 34

Archäologische Denkmalpflege
Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 6 47-1
Telefax (07 11) 6 47-25 57

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (0 77 35) 30 01
Telefax (0 77 35) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmersheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-100

Archäologische Denkmalpflege
Amalienstraße 36
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35-53 00
Telefax (07 21) 1 35-53 36

Archäologie des Mittelalters
Durmersheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 20 50
Telefax (07 61) 2 05-27 55

Archäologische Denkmalpflege
Marienstraße 10a
79098 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05-27 81
Telefax (07 61) 2 05-27 91

Archäologie des Mittelalters
Kirchzartener Straße 25
79117 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 6 79 96
Telefax (07 61) 6 79 98

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Gartenstraße 79
72074 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 00-1
Telefax (0 70 71) 2 00-26 00

Archäologische Denkmalpflege
Archäologie des Mittelalters
Alexanderstraße 48
72070 Tübingen
Telefon (0 70 71) 9 13-0
Telefax (0 70 71) 9 13-2 01